



Ein spannendes Adiaphoron

2003 war ich Delegierte zur Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Winnipeg/Kanada. Ich habe schon viel Buntes in der Ökumene gesehen. Aber mich hat doch nachhaltig beeindruckt, dass es Kollarhemden in wahrhaftig allen Farben und Größen gibt. Für Männer und für Frauen, mit langem und mit kurzem Arm, in Lila und Hellgrün, Grau und Weiß, Rosa und Schwarz. Du lieber Himmel, was ist in die Lutheraner gefahren, dachte ich!

Drei Argumente

höre ich immer wieder für Kollarhemden, Stolen und Eckenkragen: Farbenfreude, Ästhetik und Erkennbarkeit. Auf alle drei Argumente will ich im Folgenden eingehen:

Wie sagte mir ein Pastor kürzlich: »Es ist doch so trist in Schwarz. Bunt ist irgendwie schöner.« Und das erlebe ich auch in meiner Landeskirche. Stolen sind »in«, nicht nur in der liturgischen Farbe der Kirchenjahreszeit, sondern auch bunt gemischt, gestickt und genäht von der Partnerkirche etwa. Inzwischen nenne ich fünf Stolen mein eigen, die mir geschenkt wurden. Ich habe aber nur ein einziges Mal eine Stola getragen, Pfingsten 2000 auf der EXPO Plaza beim Gottesdienst mit Erzbischof Desmond Tutu. Danach habe ich es immer abgelehnt, weil ich mich den ganzen Gottesdienst gefragt habe, warum musst du dich jetzt mit roter Farbe »aufhübschen«, der Talar ist doch das zentrale Zeichen der Verkündigung in unserer Tradition.

Und in der Tat: Wird ein evangelischer

Pfarrer in der Karikatur dargestellt, wird er ganz gewiss mit Talar und Beffchen gezeichnet, jeder weiß dann, wer gemeint ist. Schwarzer Talar und Beffchen sind das Kennzeichen der Amtsträgerinnen und Amtsträger der Kirche der Reformation.

Von Martin Luther wird berichtet, dass er zu Beerdigungen und Taufen auch das alte Messgewand getragen hat, in »normalen« Gottesdiensten aber den Talar. Die Messgewänder wurden erst 1811 durch die Einführung des schwarzen Talars durch eine Kabinettsorder von König Friedrich Wilhelm III. in Preußen für Pfarrer abgelegt. Von da an entwickelte sich der Talar mit dem Beffchen zur regulären Amtstracht. Die Wiederentdeckung der Stola wird meist als Auffrischung des als trist empfundenen schwarzen Talars gesehen.

Der Talar ist die Bekleidung des Lehramtes, sicher. Für mich bedeutet er aber in seiner Schlichtheit vor allem eines:

Der Talar steht für evangelisches Amtsverständnis.

Unser Amt ist kein Weiheamt. Wir befinden uns nicht in einem anderen Status als andere Gemeindemitglieder, wir haben keinen character indelebilis, der uns mit der Weihe verliehen wird, sondern wir werden ordiniert auf Wort und Sakrament und Treue zu unserer Kirche. Wir sind berufen von der Gemeinde, einen besonderen Dienst zu tun, wir werden beauftragt, nachdem wir Theologie studiert haben, besondere Verantwortung für Verkündigung, Lehre und Treue zum Bekenntnis zu übernehmen.

Inhalt

■ Artikel

Dr. Margot Käbmann,
Ein spannendes Adiaphoron 109

Armin Rudi Kitzmann,
Der 20. Juli 1944: Gerstenmaier,
Wurm und Meiser 111

Dr. Haringke Fugmann,
Predigende und
Nichtkirchgänger 115
Predigthörende 116

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 122

Dr. Rainer Oechslen,
Der christlich-muslimische
Dialog 117

■ Aussprache

Dr. Ludwig Blendinger,
Sollen wir nicht Gott
auch etwas zutrauen? 120

Henkel/Fromm,
Echt Paulus 120

Eckhard Reichelt,
Bücher, Bibel, Bibliothek 120

■ Bücher

Martin Ost,
Öffner,
Evangelisch ist auch katholisch 121

Martin Ost,
Kandler, Das Wesen der Kirche 121

■ Ankündigungen 123

men. Wir sind Teil der Gemeinschaft des Priestertums aller Getauften. Das gilt auch für das Bischofsamt. Letztes Jahr war ich bei unserer Partnerkirche in Tranquebar, Südindien. Das war ein großes Fest: 300 Jahre lutherische Kirche in Indien, heute eine Partnerkirche des Hermannsburger Missionswerks mit einem Bewusstsein für die gemeinsame Geschichte. Es kamen viele Kirchenvertreter mit Mitra und großartigen Gewändern, ich nur im schwarzen Talar mit Beffchen und Kreuz. Der schwedische Bischof sagte: »Wo ist deine Mitra?« Ich sagte: »Brauche ich nicht.« »Aber doch!«, sagte er, »wirst schon sehen.«

Doch die indischen Christinnen und Christen kamen fröhlich auf mich zu, weil sie genau diese Kleidung von den überall plakatierten historischen Bildern des ersten Missionars Bartholomäus Ziegenbalg kannten: »You are from Ziegenbalg country!«, sagten sie. »O yes!«, habe ich gesagt. So wurde eine kleine Bischöfin in Indien gleich als lutherisch erkannt: ohne Mitra und buntes Gewand, einfach durch den schwarzen Talar, um nicht abzulenken vom Wort allein.

Hinter dem schwarzen Talar mit Beffchen tritt die Person zurück.

Es ist nicht der Pastor oder die Pastorin, die auf der Kanzel der Gemeinde gegenüberstehen, es ist das Wort Gottes, das verkündigt werden will. Und dahinter hat die verkündigende Person zurückzutreten. Beim Predigen soll die Gemeinde nicht dadurch abgelenkt werden, ob die Stola »hübsch« ist oder nicht, der Rock kurz oder lang, der Mensch dick oder dünn, sondern ums Hören geht es. Aus diesem Grund befürworte ich auch einen eigenen schlichten schwarzen Talar für Prädikantinnen und Prädikanten.

Wenn mit Ästhetik argumentiert wird, denke ich, der schwarze Talar hat eine besondere Ästhetik. Nicht umsonst gilt Schwarz als »edle Farbe«, für festliche Gelegenheiten heißt es in der Einladung manches Mal, schwarzer Anzug bzw. für Damen das »kleine Schwarze« sei erwünscht.

Ästhetik kann ja auch bedeuten, dass ich eben nicht darauf schaue, was die andere Person trägt. Mein Vikariatsmentor sagte mir einmal, als ich im grünen Rock zum Gottesdienst kam, ob ich denn ein Dirndl unter dem Talar anziehen wolle. Das war sicher etwas hart, doch wenn

ich einen Kollegen mit Albe und grüner Stola sehe, darunter aber braune Cordhose und Birkenstocksandalen, ist mein ästhetisches Empfinden durchaus angefragt.

Inzwischen entwickelt sich typisch protestantisch ein fröhliches Durcheinander.

Das habe ich zum ersten Mal registriert, als ich im Kloster in Helmstedt, wo liturgische Gewänder hergestellt werden, die Liste sah mit den Regelungen der Landeskirchen: Die einen erlauben Alben, die anderen nicht, wieder andere unter bestimmten Bedingungen. Dasselbe gilt für Stolen. Die einen befürworten das Tragen einer Stola mit Beffchen, andere sind strikt dagegen, wieder andere können Stolen nur in Verbindung mit Alben sehen. Viele sagen, Stolen müssten farblich zum Kirchenjahr passen, andere finden eine »Regenbogenstola« passend zur Fröhlichkeit des Evangeliums. In Hannover haben wir zur Amtskleidung von Pastorinnen und Pastoren in einer Rundverfügung klar gesagt: »Zu besonderen Anlässen, nicht aber als Regel, ist auch die Stola zum schwarzen Talar möglich. Sie soll dem Kirchenjahr gemäße Farben haben und bei mehreren Talartragenden möglichst einheitlich sein.« Manche empfinden das als »Ukas aus Hannover«, wie mir ein Superintendent sagte, aber es ist für mich ein Versuch, eine gewisse Ordnung und Wiedererkennbarkeit zu gewährleisten. Und schließlich die Erkennbarkeit außerhalb des Gottesdienstes. »Auf dem Empfang erkennt mich ja niemand als Geistlichen, wenn ich kein Kollarhemd trage.« »In Deutschland trage ich es ja nicht, aber in der Ökumene ist das wichtig für die Anerkennung.«

Als was wollen wir erkennbar sein,

das ist meine Frage. Als Erstes doch als Christinnen und Christen. Da werden wir erkennbar nicht durch Farben und Kleidung, sondern durch unser Reden und Handeln.

Dann gibt es das Bedürfnis, die Gemeinschaft der Ordinierten zu stärken. Das verstehe ich nun gut. Deshalb wird mit dem Jahr 2009 jedem Pastor und jeder Pastorin, die in meiner Landeskirche ordiniert werden, wie in der bayerischen Landeskirche ein kleines Ansteckkreuz mit lila Stein zur Ordination geschenkt, um die Verbundenheit miteinander aus-

zudrücken. Violett als Christusfarbe, die Himmel und Erde verbindet, steht in den fünf Amethyststeinen auch in meinem Bischofskreuz im Mittelpunkt, das mir in meinem Einführungsgottesdienst am 4. September 1999 als Zeichen meines Dienstes umgelegt wurde. Es wurde für den ersten hannoverschen Landesbischof Marahrens entworfen in einer großen Version für den Talar und einer kleinen für Empfänge etc. Dazu korrespondiert, dass in das Dienstesiegel des hannoverschen Landesbischofs bzw. der Landesbischofin eingeprägt ist: »1. Kor 2,2«. Die entsprechende Bibelstelle im zweiten Korintherbrief lautet: »Denn ich hielt es für richtig, unter euch nichts zu wissen als allein Jesus Christus, den Gekreuzigten.« Das ist für meinen Glauben entscheidend, durch das Kreuz werden wir erkennbar als Christen.

Nun sagt die Konkordienformel (Sola Declaration, X), dass die Kleidung im Gottesdienst zu den *Adiaphora* gehört. Und das ist auch gut und richtig so. Im Kirchengesetz der VELKD (§ 49) heißt es in der Regelung zum Verhalten des Pfarrers und der Pfarrerin, sie sollten die Würde des Amtes wahren (1). »Bei Gottesdiensten und Amtshandlungen tragen sie die vorgeschriebene Amtskleidung. Das Gleiche gilt bei besonderen Anlässen, soweit es dem Herkommen entspricht oder angeordnet wird.«

Wie ist das nun mit den besonderen Anlässen? Das Kollarhemd jedenfalls ist im 19. Jahrhundert, gestärkt wurde seine Verbreitung durch die konziliaren Beschlüsse über die Erkennbarkeit der Weltgeistlichen. Dann sind mir doch der Lutherrock oder die Lutherweste lieber, die sich zur selben Zeit entwickelten, auch wenn sie mit Martin Luther wohl nichts zu tun haben. Jedenfalls wäre eine eigene Prägung, die unser Amtsverständnis unterstreichen könnte. Und vielleicht wäre dafür ja auch eine Form zu finden, die Männer und Frauen bekleiden kann. Auch das wäre Zeichen evangelischen Amtsverständnisses.

Ich bleibe aber beim schwarzen Talar mit Beffchen im Gottesdienst, und ein Thema, mit dem die Kirche steht oder fällt, ist die Kleidung der Geistlichen gewiss auch nicht. Es bleibt ein *Adiaphoron*, wenn auch ein spannendes.

*Dr. Margot KäBmann,
Landesbischofin, Hannover*

aus: Zeitschrift für Gottesdienst und Predigt Nr. 2/2009, (C) 2009 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Der 20. Juli 1944:

Eugen Gerstenmaier, Theophil Wurm und Hans Meiser

Es ist nicht schwer vorherzusagen, dass die Diskussion um die Rolle der Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus nicht so bald beendet sein wird. Auch die Diskussion über Landesbischof Meiser ist mit dem Urteil des Verwaltungsgerichtes München zur Umbenennung der Meiserstraße in München längst nicht abgeschlossen. Die Berufung gegen das Urteil ist beim Bayerischen Verwaltungsgerichtshof anhängig. Darüber hinaus müssen auch noch Hunderte von Schriftsätzen Meisers überprüft werden, die unbeachtet im Landeskirchlichen Archiv in Nürnberg verborgen liegen. Sie werden sicher die bisherige Einschätzung des Verhältnisses von Kirche und Nationalsozialismus verändern.

Aber ein völlig neuer Aspekt in der Beurteilung der Landesbischöfe Wurm und Meiser taucht allein schon durch die bereits seit 1981 vorliegenden Lebenserinnerungen Eugen Gerstenmaiers auf, sowie durch die Erinnerungen von Landesbischof Theophil Wurm von 1953.

Zur Biographie der drei Persönlichkeiten:

Hans Meiser ist am 16. Februar 1881 in Nürnberg geboren worden. Nach dem Theologiestudium und Vikariat war er Vereinsgeistlicher der Inneren Mission in Nürnberg, Pfarrer in München-St. Matthäus III, Pfarrer in München-Sendling, Leiter des Predigerseminars in Nürnberg, Oberkirchenrat in München, Bayerischer Landesbischof 1933–1955. Gestorben ist er am 8. Juli 1956 in München.

Theophil Wurm, geboren am 7.12.1868 in Basel, gestorben am 28.1.1953 in Stuttgart. Er war Pfarrer der Stadtmission in Stuttgart, Pfarrer in Ravensburg, Dekan in Reutlingen, Prälat in Heilbronn, 1929 Kirchenpräsident, von 1933 bis 1953 Landesbischof der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Theophil Wurm und Hans Meiser waren aufs engste miteinander verbunden, dienstlich und privat (im Schriftverkehr war ihre Anrede: »Lieber Freund!«). Beide teilten im Oktober 1934 das gleiche Schicksal: die Amtsenthebung durch die Nazis. Zusammen führten sie den Kampf gegen das NS-Regime und rangen um

die Freiheit der Kirche. Beiden gelang es, ihre Landeskirchen vor der Zerschlagung zu bewahren.

Eugen Gerstenmaier geboren am 25. 8. 1906 in Kirchheim unter Teck (+ 1986). Theologe in der Bekennenden Kirche, 1936 Konsistorialrat im Kirchlichen Außenamt.

Auslandsreisen für den Widerstand mit engen Verbindungen zum Ökumenischen Rat in Genf. 1940 dienstverpflichtet von der kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes. Am 20. Juli 1944 wurde er im Bendlerblock mit Stauffenberg und anderen verhaftet. Wegen seiner Zugehörigkeit zum »Kreisauer Kreis« musste er mit dem Todesurteil rechnen, wurde dann aber nur zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach dem Krieg war er Mitbegründer des Evangelischen Hilfswerkes. Von 1954 bis 1969 war er Bundestagspräsident.

Eugen Gerstenmaier gehörte im Widerstand zum »Kreisauer Kreis«, einer Sammlung oppositioneller Männer um Helmut James Graf von Moltke, die sich auf Gut Kreisau trafen, um Pläne für ein Deutschland nach Hitler und dem NS-Staat auszuarbeiten. So wie Kardinal Faulhaber und Bischof Graf Preysing durch den Jesuitenpater Rösch über die Pläne des »Kreisauer Kreises« informiert waren, so waren das auch die evangelischen Bischöfe Wurm und Meiser durch Eugen Gerstenmaier.

Als württembergischer Theologe hatte Gerstenmaier engen Kontakt mit Landesbischof Wurm. In wichtigen Fragen hat er Wurm informiert, beraten und zum Handeln aufgefordert. Für das berühmte Schreiben Wurms an Hitler vom 16. Juli 1943 (das auch Meiser befürwortet hat!), mit dem er deutlich gegen die Judenvernichtung protestierte, gab es wohl mehrere Anstöße. Einmal war da die »Osterdenkschrift« Münchner Laien, die Meiser zwar nicht veröffentlicht, sie jedoch an Wurm weitergegeben hatte. Aber eben auch ein Brief Gerstenmaiers vom 22. April 1943 an die Bischöfe der drei »intakten« Landeskirchen, in dem er eine eindeutige Stellungnahme der Kirche zur Judenvernichtung forderte. »Die Verzweiflung in weiten Kreisen unseres Volkes ist über diese Dinge so groß geworden, dass das Wort der Kirche her

muss.«¹

Nicht zuletzt über seine Kontakte im »Kreisauer Kreis« wusste Gerstenmaier also von all den Vernichtungsmaßnahmen der Nazis und er versuchte, seine Kirche zum Widerstand dagegen aufzurufen. Anders als die meisten Mitglieder des Kreisauer Kreises hatte sich Eugen Gerstenmaier immer für eine gewaltsame Beseitigung Hitlers ausgesprochen.² Der »Tyrannenmord« galt ihm als letztes Mittel, um Deutschland vor dem Untergang zu bewahren.

Für den geplanten gewaltsamen Umsturz am 20. Juli 1944 wusste Gerstenmaier prominente Vertreter beider Kirchen auf seiner Seite. In seinem ersten Bericht darüber, im Jahre 1946, nennt er allerdings noch keine Namen:

»... dass man in den Kirchen den Gegensatz zum Nationalsozialismus zwar begriffen hatte, über seine Folgen aber oft nur verworrene Vorstellungen besaß. Der Kreis von Männern innerhalb der Kirchen, die diese Folgen richtig einzuschätzen vermochten, weil er die Führung und die Methoden des Nationalsozialismus durchschaute, dieser Kreis kam dann auch in mehr oder weniger enge Verbindung mit dem organisierten politischen Widerstand gegen die nationalsozialistische Politik. Ich weiß es, weil ich es selbst jahrelang miterlebt habe, dass prominente Vertreter beider Kirchen an Beratungen und Besprechungen, ja am Aufbau des organisierten Widerstandes teilgenommen haben, Bemühungen, die samt und sonders hochverräterischen Charakter trugen, d.h. die alle auf den Staatsstreich hinausliefen oder ihn zur stillschweigenden Voraussetzung hatten. ...«³

In die Pläne der Männer des Kreisauer Kreises waren durch Gerstenmaier auch die Bischöfe einbezogen. Und 1981 hat Gerstenmaier keine Scheu mehr, ihre Namen zu nennen, zunächst den Namen Wurm und dann den Namen Meiser:

»... Gegen Mitte Juli erhielt ich auf einer offenen Postkarte Yorcks die Nachricht, die Hochzeit⁴ werde am 18., spätestens am 20. Juli stattfinden. Wir reisten ab. Am 17. abends und am 18. Juli waren wir in Stuttgart. Ich sah zuerst Pressel⁵, dann führte ich ein langes Gespräch mit dem Bischof unter vier Augen. Ich sagte ihm, er müsse sich unverzüglich an seine Rundfunkrede machen. Es war vereinbart, daß Wurm sogleich nach dem geglückten Staatsstreich um Vertrauen für die neue Reichsregierung werben und dazu über alle deutschen Sender sprechen solle. Der alte Bischof

war tiefenst, aber ganz unerschrocken. Er war sich über die Sache im klaren – auch für den Fall, daß sie schief ging. Er machte keinen Versuch, mich von dem Vorhaben abzuhalten. Im Gegenteil. Im Rahmen dessen, was ihm zudedacht war, war er voll dabei. ...«⁶

Die Begegnung wird sowohl von Wurm als auch von Gerstenmaier nochmals bestätigt.

Wurm: » ... Unmittelbar vor der Zerstörung von Stuttgart hatte sich in Berlin eine andere Katastrophe vollzogen. Noch am 18. Juli war der mir schon lange befreundete Konsistorialrat Dr. Gerstenmaier vom kirchlichen Außenamt bei uns gewesen, am 19. reiste er ab und am 20. kam die Nachricht von dem missglückten Attentat auf Hitler und der Erschießung Stauffenbergs und seiner Gesinnungsgenossen. ...«⁷

Gerstenmaier: »... Am 18. Juli besuchte ich ihn in Stuttgart, um ihm zu sagen, es sei Zeit, seine Rede fertig zu machen. Am 19. Juli brachte uns der Landesbischof zusammen mit seiner Frau, meine Frau hatte mich begleitet, zum Schnellzug nach Berlin. Wir fuhren geradewegs in den Aufstand«⁸

In einer Rede über das Verhältnis der Kirchen zum Nationalsozialismus ergänzt Gerstenmaier noch diese Aussagen:

» ... Der alte Bischof hat mich nach dem Krieg ausdrücklich ermächtigt, über seine Verbundenheit (Anm.: Im Typoskript ist das Wort »Verbundenheit« handschriftlich überschrieben mit »Verbundenheit«) mit dem aktiven Widerstand bis hin zum 20. Juli 1944 auch öffentlich zu berichten. Ich tue das, obwohl ich weiß, dass es manchen braven Mann und manche fromme Frau befremdet, wenn ich sage, dass der Bischof keinen Einwand gegen das bei uns im »Kreisauer Kreis« wie bei Goerdeler umstrittene Attentat erhoben hat. Wir haben ihn allerdings auch niemals um sein Plazet gebeten. Das hätte allem Takt und jeder Rücksicht auf sein kirchliches Amt widersprochen.

Aber er wusste nicht nur so ungefähr, was gespielt wurde. Ich habe auf Biten von Moltke den Bischof mit Moltke und anderen Mitgliedern unseres Kreises schon im Sommer 1942 mehrfach zusammengebracht. Im Frühjahr 1944 wurde ich von Graf Peter Yorck von Wartenburg und Claus von Stauffenberg gebeten, Wurm dafür zu gewinnen, unmittelbar nach dem geglückten Staatsstreich eine Rede über alle deutschen Sender zu halten. Am 18. Juli besuchte ich ihn in Stuttgart, um ihm zu

sagen, es sei Zeit, seine Rede fertig zu machen. ...«⁹

Und nun bekräftigt Gerstenmaier in einer Ansprache (Nachlass) dieses Geschehen unter ausdrücklicher Einbeziehung von Landesbischof Hans Meiser:

»... Der württembergische Landesbischof war sich also ebenso wie sein bayerischer Amtsbruder völlig klar darüber, wonach sie fragten, wenn sie nach der »Tat der Generale« fragten. Standen sie damit in der Kirche allein? Sicher nicht! ... Keiner von ihnen bremste mich, keiner von ihnen widersprach, wenn es um die Tat der Generale ging. Im Gegenteil: Sie drängten und spornten. Nicht, um die Kirche zu retten. Sie stand ihnen wie mir auf anderem Fundament und unter anderer Verheißung. Uns ging es gemeinsam einfach um das Land, um die Rettung Deutschlands aus der Hand des Tyrannen. Und das lange bevor sich die Niederlage an den Fronten abzeichnen begann. Der Druck der Gewissen quälte uns, die Niederlegung des Rechtsstaats, offenkundig seit dem 30. Juni 1934, die Gängelung der Gedanken, die Erdrosselung der Meinungsfreiheit, der jammervolle Konformismus der Presse und der Massen, der wahnsinnige Angriffskrieg und dann der Blick auf die langsam kund werdenden Judenmorde – kurzum: Der Terror und die Tyrannei schrien nach dem Aufstand der Gewissen, der Köpfe und der Fäuste schon in den Jahren, in denen Hitler noch von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg eilte. Auch in den Kirchen gab es üble Konformisten. Dennoch war es berechtigt, die Kirchen als ein Freundesland des »anderen Deutschland« zu betrachten. ...«¹⁰

»... Über die Wiederherstellung des strikten Rechtsstaates konnte es auch keine Meinungsverschiedenheit geben, und die mir von Wurm wie von Meiser immer wieder gestellte Frage: Wann tun denn die Generale etwas? unterdrückten Wurm wie Moltke in jenem Gespräch (Anm.: bereits am 24. Juni 1942!) weislich. ...«¹¹

Ganz deutlich wird Gerstenmaier, was die Rolle der Bischöfe (auch Meisers!) angeht, noch einmal in seinem Lebensbericht:

»... Ich bin mit Otto Dibelius der Meinung, dass es nicht Sache der Kirche sein kann und darf den Staatsstreich zu betreiben oder Revolution zu machen. Aber er irrt sich, als er meinte, dass uns kein Mann der Kirche zugeraten habe. Vgl. Obrigkeit, Stuttgart 1963, S. 107. Zumindest die Bischöfe Theophil Wurm und Hans Meiser haben uns nachdrück-

lich ermutigt, die unvermeidliche Tat zu wagen. ...«¹²

Bereits 1946 hatte Gerstenmaier betont:

»... Ich kann mich nicht erinnern, bei solchen Gesprächen auch nur ein einziges Mal von kirchlicher Seite ein Wort der Ablehnung des Staatsstreiches gehört zu haben, wohl aber umso öfter und drängender die Frage: was ist mit den Generälen? Wann geschieht endlich etwas? Dass einer der Bischöfe beider Kirchen eine wirkliche Kenntnis von den militärisch-technischen Plänen des Staatsstreiches gehabt hat, glaube ich nicht. Keiner von ihnen wusste, wie Hitler beseitigt werden sollte. Aber von denen, die bestimmt wussten dass er beseitigt werden sollte, habe ich keinen auch nur einen Augenblick widersprechen hören. ...«^{12b}

Die evangelischen Bischöfe Wurm und Meiser – nicht nur informiert über den geplanten Umsturz am 20. Juli 1944, sondern sogar durch Mit-Wissen und Mit-Planen darin verstrickt, auch wenn sie sich später öffentlich nicht direkt dazu bekannten:

Wurm:

»... Über die Art, wie die Widerstandsbewegung die Beseitigung Hitlers zu erreichen hoffte, war ich nicht informiert. Ich hätte sie mir nicht als ein Attentat, sondern als einen militärischen Schritt gedacht. Besetzung des Hauptquartiers und Gefangennahme seiner Mitglieder. Ein Urteil darüber, warum dies nicht möglich war, steht mir nicht zu. ...«¹³

Meiser:

»... Durch manche Äußerungen klingt es so, dass wir deswegen unsere Aufgabe versäumt hätten, weil unser Widerstand nicht zugleich in eine politische Widerstandsbewegung einmündete, weil wir uns nicht am Tyrannenmord beteiligt haben: »Jetzt, jetzt gehören die Christen auf die Barrikaden!« ...«¹⁴

In diesen Quellen zeigt sich ein gewisser Widerspruch zu den Aussagen Gerstenmaiers. Während dieser deutlich vom »Attentat« auf Hitler redet, dachte Wurm sich den Staatsstreich angeblich eher als »militärischen Schritt« und Meiser behauptet, nicht am »Tyrannenmord« beteiligt gewesen zu sein.

Wie ist dieser Widerspruch zu verstehen? Damit, dass Gerstenmaier ausdrücklich betont, Wurm habe ihn ermächtigt, »über seine Verbundenheit mit dem aktiven Widerstand bis hin zum 20. Juli 1944 auch öffentlich zu berichten« und indem er feststellt, »dass es manchen braven Mann und manche

fromme Frau befremdet, wenn ich sage, dass der Bischof keinen Einwand gegen das bei uns im »Kreisauer Kreis« wie bei Goerdeler umstrittene Attentat erhoben hat, deutet er die Erklärung an: Zum einen war es in den ersten Jahren nach dem Krieg noch nicht opportun, sich seines Widerstandes gegen das Naziregime zu rühmen. Zu unterschiedlich waren die Meinungen zum 20. Juli in der Kirche und in der Bevölkerung (Noch 1950 hielten 51% der Deutschen die Attentäter für Landesverräter. Das zeigte auch der Renner - Prozess des Jahres 1952)¹⁵. Vor allem aber sind die ethischen Urteile zu berücksichtigen. Für Christen, »für manchen braven Mann und manche fromme Frau« wie für die Mitglieder einer Landessynode ist es nicht nur »befremdlich« zu hören, dass ihr Bischof in ein Mordkomplott involviert war. Es ist geradezu undenkbar, denn die Beteiligung an einem Attentat verbieten sowohl das Fünfte Gebot als auch Römer 13. Ganz zu schweigen vom Eid auf Hitler, den auch die Pfarrer geleistet haben. Deshalb nennt Gerstenmaier in seiner ersten Darstellung 1946 auch nicht die Namen der Bischöfe. Aber auch schon in seiner Rede 1946 wirbt Gerstenmaier dafür, dass man »den Mut haben sollte«, sich »vor der Welt und vor der Kirche« zu der Beteiligung am Staatsstreich »zu bekennen«.¹⁶ Denn so ist es gewesen. Die Bischöfe Wurm und Meiser »wussten«, »es war ihnen klar«, »keiner widersprach«, »sie ermutigten nachdrücklich«, »sie drängten und spornten« wenn es um »die Tat der Generale« oder das »Attentat« ging! Auch das Kondolenztelegramm Gerstenmaiers an die Witwe Meisers scheint darauf Bezug zu nehmen: »... In bleibender Dankbarkeit für alles, was er mir selber in den Jahren des Werdens und Kämpfens gewesen ist.«¹⁷ Diese Berichte Gerstenmaiers und Wurms werfen ein ganz neues Licht auf die bisherige Gesamtbeurteilung der Bischöfe. Sie waren nicht nur keine »Nazibischöfe«, sondern sie waren auch damit einverstanden, dass die nationalsozialistische Reichsführung beseitigt wird. Wie verbindet sich damit aber die Nachricht, Meiser habe sich geweigert, am 6.4.1953 in Flossenbürg an der Enthüllung einer Gedenktafel für den als Widerständler hingerichteten Dietrich Bonhoeffer teilzunehmen, weil er nur ein »politischer Märtyrer« war?

Eine einfache Erklärung bietet sich an: Die Weigerung Meisers gehört in den Bereich der Legende. Eberhard Bethge, Theologe und Nachlassverwalter Bonhoeffers, behauptete sie zwar, »... Der lutherische Bischof Meiser weigerte sich, die Gedenkfeier für Dietrich Bonhoeffer in Flossenbürg zu besuchen, weil es sich – wie er schrieb – nicht um einen christlichen, sondern nur um einen politischen Märtyrer handle. ...«¹⁸, er war aber nicht in der Lage, die Weigerung Meisers nachzuweisen.

Als Hermann Dietzfelbinger, der Sprecher der bayerischen Pfarrbruderschaft, Bethge um einen Beleg für die behauptete Äußerung Meisers bat, konnte der keinen vorlegen.¹⁹

Tatsache ist, dass Dietzfelbinger den Landesbischof gar nicht gebeten hat, nach Flossenbürg zu kommen. Er hat lediglich dem Landeskirchenrat Mitteilung von der geplanten Gedenkfeier gemacht und den zuständigen Kreisdekan von Regensburg, Wilhelm Koller, sowie den zuständigen Dekan Wunderer in Weiden eingeladen. Beide nahmen auch an der Feier teil. Kreisdekan Koller hat er gebeten, im Namen des Landeskirchenrates ein Grußwort zu sprechen.²⁰

Im übrigen geht aus einem Schreiben des Büros des Landesbischofs hervor, dass Meiser – auch wenn er eingeladen gewesen wäre – gar nicht kommen konnte, weil er in Italien schwer erkrankt war.²¹ Er hatte evangelische Gemeinden in Italien besucht. Am 5. April 1953 war er in einem Gottesdienst auf Capri. Hier zog er sich eine Lungenentzündung mit hohem Fieber zu.²²

Letztlich war die Abwesenheit Meisers bei der Gedenkfeier für Bonhoeffer am 6.4.1953 in Flossenbürg aber überhaupt kein Gesprächsthema.²³

Und eine tiefgreifende Gegnerschaft zwischen Meiser und Bonhoeffer zu behaupten, verbietet sich schon deshalb, weil beide sich um die Jahreswende 1940/41 mehrfach in München zu Gesprächen getroffen haben, als Bonhoeffer in Ettal weilte.²⁴

Die Verwicklung der Bischöfe in die Planung des Staatsstreiches erklärt möglicherweise auch, warum Meiser, nachdem er Mitte Juli 1944 einen philosemitisch geprägten theologischen Vortrag von Gerhard von Rad als »Berufshilfe« allen Pfarrern zugänglich gemacht hat, nun, drei Wochen nach dem missglückten Attentat auf Hitler, den heute als antijudaistisch beurteilten theologischen Vortrag Gerhard Kittels an seine Pfarrer hat verschicken

lassen. (Als verantwortlich dafür hat sich Oberkirchenrat D. Thomas Breit in einem Schreiben vom 9. Januar 1947 bekannt)²⁵. Möglicherweise wollte er damit sich und seine Kirche vorsorglich gegen jeden Verdacht einer Beteiligung am 20. Juli decken. Dann wäre die heute so beklagte Versendung der »Berufshilfe« auch als eine taktische Maßnahme zu werten. Unmittelbar nach dem Attentat wurden immerhin ca. 1500 Menschen verhaftet und ca. 200 hingerichtet! Zu beachten ist in diesem Zusammenhang auch das, was der Historiker Gerd R. Ueberschär schreibt: »... Ferner wurden in der sogenannten »Gewitteraktion« am 22./23. August 1944 etwa 5000 bis 6000 politische Gegner und Gegnerinnen sowie frühere Funktionsträger, die vor 1933 Mitglieder anderer Parteien gewesen waren, festgenommen. Viele von ihnen blieben bis zum Kriegsende in verschiedenen Konzentrationslagern oder wurden umgebracht.«²⁶

Im Rückblick auf diese Gefährdungslage konnte Meiser auf der Landessynode im Juli 1946 nur barsch feststellen: »... Eines möchte ich ablehnen, mich ständig zur Buße rufen zu lassen von Leuten, die außer jeder Verantwortung stehen....«²⁷ Im Übrigen schwiegen Meiser und der Landeskirchenrat in München – anders als nach dem Attentat im Bürgerbräukeller 1939 – zum Attentat am 20. Juli 1944.

Zu fragen wäre in diesem Zusammenhang noch, warum die Bischöfe nach dem Attentat auf Hitler unbehelligt blieben, wenn sie doch darin verwickelt waren.

Gerstenmaier gibt darauf eine Antwort:

»Wenn ich mich recht erinnere, hat die Gestapo in den langen Verhören nach dem 20. Juli 1944 auffallend wenig nach dem hohen Klerus geforscht. Preysing blieb ebenso unbehelligt wie Wurm und Meiser. Ich nehme an, dass die Gestapo es mit Absicht vermied, danach viel zu fragen. Bischöfe verhaften – das tat sie nach dem 20. Juli nicht gerne.«²⁸

Auch Wurm vertrat eine ähnliche Ansicht in seinen Lebenserinnerungen:

»... Da ich in Gerstenmaiers Wohnung öfter die Führer der Widerstandsbewegung gesehen und gesprochen hatte, da er mich mit Popitz und Moltke bekannt gemacht hatte und da Goerdeler mich öfter aufgesucht hatte, musste ich damit rechnen, dass im Zusammenhang mit diesen Ereignissen die Geheime Staatspolizei auch auf meinen Namen als den eines zum mindesten Verdächti-

gen stoßen werde. Sie ist sicherlich auch auf ihn gestoßen; warum ich nicht ein einziges Mal verhört worden bin, weiß ich nicht. Ich weiß nur von einem früheren Beamten der Reichskanzlei, dass der Justizminister Thierak eine Anklageschrift gegen mich hatte aufsetzen lassen, dass aber Hitler es nicht gestattete, ihr praktische Folge zu geben. Wie bei dem Grafen von Galen fürchtete er wohl eine allzu große Sensation bei einem Bischofsprozess. ...«²⁹

Ähnlich auch Meiser:

»... Dafür kann ich mich und unsere Kirchenleitung nicht entschuldigen, dass wir nicht alle im KZ waren. Vielleicht waren wir zu zaghaft, unsere Gegner herauszufordern, vielleicht aber lag es auch daran, dass unsere Gemeinden uns geschützt haben, dass nach dem Erleben des Kirchenkampfes und dem Aufstand der Gemeinden die maßgeblichen Stellen sich sehr gehütet haben, einen ähnlichen Aufstand der Gemeinden zu provozieren. Nachträglich rühmt sich der Polizeipräsident von Nürnberg, dass ich und die Pfarrer von Mittelfranken es ihm zu verdanken hatten, dass wir nicht ins KZ kamen. Es kam also auch auf das Gegenüber und dessen Gesinnung an. Aber dafür kann ich mich nicht entschuldigen. ...«³⁰

Wenn Landesbischof D. Hans Meiser – wie Wurm – ein Platz in der Reihe der Widerständler gegen den Nationalsozialismus eingeräumt werden muss, dann ist das in München geplante Dokumentationszentrum, unmittelbar im Anschluss an die Meiserstraße, am passenden Ort.

Hier, in der heutigen Meiserstraße Nr. 13, wurde Hitler im Oktober 1934 die erste und einzige innenpolitische Niederlage bereitet, als ungezählte Gemeindeglieder die Wiedereinsetzung ihres Bischofs erzwangen – und hier war 1944 auch ein Ort der Konspiration gegen Hitler.

*Armin Rudi Kitzmann,
Pfarrer und StDir i.R., München*

Anmerkungen

1. Eberhard Röhm, Jörg Thierfelder, Juden-Christen- Deutsche, Band 4/11, Stuttgart 2007, S.267
2. Joachim Fest, Staatsstreich, Berlin 1994, S.331: »Eugen Gerstenmaier, der stets ein Anhänger der Attentatsidee gewesen und, als wollte er die Vereinbarkeit von Religiosität und Tyrannenmord demonstrieren, mit Bibel und Revolver im Bendlerblock erschienen war, hat auf den Einsatz der Waffen gedrängt, um die Entschlossenheit des Umsturzes nach außen kenntlich zu machen. Denn ein Staatsstreich, der nicht aufs Äußerste geht, ist nicht ein

- Staatsstreich, sondern das Geständnis der Bereitschaft zum Selbstopfer.«
Dieter Ehlers, Technik und Moral einer Verschwörung, der Aufstand am 20. Jul 1944 in Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1964, Heft 62, S.204-205: »... Der Gefängnispfarrer Poelchau schmuggelte die Briefe Moltkes aus dem Gefängnis; ... Moltke spricht in diesen Briefen nicht im Namen des Kreisauer Kreises. Er nennt ausdrücklich nur Gerstenmaier und Delp als Gleichgesinnte im engsten Sinn, die wie er nur mit geistigen Waffen gegen den Nationalsozialismus kämpfen wollten. Das deckt sich lediglich mit der systematisch verfolgten Schutzbehauptung, die Gerstenmaier Freisler gegenüber aufstellte, um die Farce des Volksgerichtshofes zu überleben, wird aber faktisch widerlegt durch die aktive »bewaffnete« Beteiligung Gerstenmaiers am gewaltsamen Aufstand des 20. Juli im Zentrum, der Bendlerstraße. Gerstenmaier bekennt sich energisch zur damaligen Gewaltlösung (ich bin gegen die Katakombe, für die Waffe) und behauptet, dass auch Pater Delp nicht als Märtyrer eines rein religiösen, geistlichen Widerstandes exekutiert wurde. Auch Delp sei bereit gewesen »zu schießen, sprengen, putschen« – politisch, formaljuristisch, wie Gerstenmaier, ein kompletter »Hochverräter« wider den Hitler-Staat. ...«
Eberhard Zeller, Geist der Wahrheit, Der Zwanzigste Juli, München 1963, Verlag Hermann Rinn, S.74: »... Bei einer wichtigen Zusammenkunft (im Dezember 1942) 10, die dem Ausgleich der Kreisauer mit Goerdeler dienen sollte, und bei der auch Ulrich von Hassell zugegen war, machte Gerstenmaier, nachdem Goerdeler eher eine verbindliche Überbrückung versucht hatte, den wortscharfen und gedankelaren Anwalt des Sozialprogramms der Jungen. Entsprechend seiner Natur trat er entschlossen auf Stauffenbergs Seite und wirkte von seiner Stelle her mit an den Vorbereitungen der Erhebung. Obwohl sein Umgang mit Goerdeler, seine Anwesenheit in der Bendlerstraße am Zwanzigsten Juli und sein nahes Verhältnis zu Moltke bekannt waren, hat er sich vor dem Volksgerichtshof günstig verteidigen können. Die beantragte Todesstrafe wurde in Gefängnis umgewandelt. Als der einzige der führenden Männer aus dem Moltkekreis hat Gerstenmaier die schwere Zeit überstanden. ...«
3. Eugen Gerstenmaier, Hilfe für Deutschland, Frankfurt 1946, S.7-8
 4. Chiffre für den Staatsstreich
 5. Wilhelm Pressel, ehemaliger Tübinger Studentenpfarrer
 6. Eugen Gerstenmaier, Streit und Friede hat seine Zeit. Ein Lebensbericht. Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1981, S.189
 7. D. Theophil Wurm, Erinnerungen aus meinem Leben, Stuttgart 1952, S.170:
 8. Nachlass Eugen Gerstenmaiers, Archiv für Christlich-Demokratische Politik, ACDP 01-210-035/2, Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin, Typoskript S.20-27:
 9. Nachlass Eugen Gerstenmaier, ebd.
 10. Nachlass Eugen Gerstenmaier, ebd.
 11. Eugen Gerstenmaier, Streit und Friede hat

seine Zeit, ebd. S.151

12. Eugen Gerstenmaier, Streit und Friede hat seine Zeit, ebd. S.604
- 12b. Eugen Gerstenmaier, Hilfe für Deutschland, S.8
13. Wurm, Erinnerungen, ebd. S.171/172
14. Niederschrift über die geschlossene Sitzung der Bayerischen Landessynode Juli 1946, S.40 (LKR III 250)
15. Süddeutsche Zeitung 23.2.2009, »Aktuell«, Buchbesprechung »Fritz Bauer, 1903-1968. Eine Biographie«.
16. Gerstenmaier, Hilfe für Deutschland, ebd. S.8
17. Telegramm Gerstenmaiers an die Witwe Elisabeth Meiser, im Besitz der Familie (siehe unten)
18. Eberhard Bethge, Ohnmacht und Mündigkeit, Beitrag zur Zeitgeschichte und Theologie nach Dietrich Bonhoeffer, München 1969, S.143
19. LAELKB, Vereine III, 4, Nr. 12, Akt Bayerische Pfarrbruderschaft: Schreiben Dietzfelbingers an Bethge vom 31. Mai 1983 und Antwortbrief vom 6. Juni 1983
20. ebd. Schreiben Dietzfelbingers vom 31. Mai 1983 an Bethge, am 24. März 1953 an OKR Koller und an den Landeskirchenrat
21. ebd. Schreiben des Büros des Landesbischofs vom 17. April 1953 an Dietzfelbinger
22. LAELKB, Personen 36 (Hans Meiser) 1642 und Bericht der Meiser begleitenden Tochter Elisabeth vom 21. März 2009
23. Gespräch mit Pfr. i.R. Dietrich Koller am 15. März 2009: Der Augen- und Ohrenzeuge Pfarrer Koller, der mit seinem Vater, Kreisdekan Koller von Regensburg, an der Enthüllung der Gedenktafel für Dietrich Bonhoeffer teilnahm, versicherte, dass die Abwesenheit Landesbischof Meisers kein Gesprächsthema war.
24. ebd. Schreiben Dietzfelbingers vom 31. Mai 1983
25. im Besitz des Autors
26. Gerd R. Ueberschär, Stauffenberg der 20. Juli 1944, Frankfurt/Main 2004, S.175
27. Sitzung Landessynode 1946 ebd., S. 39
28. Eugen Gerstenmaier, Streit und Friede ebd., S. 167
29. Wurm, Erinnerungen, ebd. S.170/171
30. Bayerische Landessynode Juli 1946, ebd., S. 40 – Text des Telegramms:
IN TIEFER BEWEGUNG HABE ICH SOEBEN DIE NACHRICHT VON DEM HEIMGANGE IHRES HERRN GEMAHLS ERHALTEN IN BLEIBENDER DANKBARKEIT FUER ALLES, WAS ER MIR SELBER IN DEN JAHREN DES WERDENS UND KAEMPFENS GEWESSEN IST, GEDENKE ICH IHRER UND IHRER FAMILIE IN AUFRICHTIGER VERBUNDENHEIT. GOTTESGUETE SEI MIT IHNEN. DAS GEDENKEN AN DEN GROSSEN BISCHOF BLEIBE GESEGNET GERSTENMAIER+

Bei der Auffindung der einschlägigen Quellen waren beteiligt:

Klaus Bäuml (München), Siegfried Boneberger (Kaufbeuren), Dr. Hans Christian Meiser (München), Hans-Joachim Schaffer (Kaufering), Christoph Schmerl (Weimar)

Neue empirische Erkenntnisse über: Predigende und Nichtkirchgänger (8)

Der folgende Beitrag präsentiert einige Ergebnisse der Bayreuther Studie und der GfK-Untersuchung des Gottesdienst-Instituts Nürnberg zu Predigenden und Nichtkirchgängern.¹

Ansprüche der Predigenden an sich selbst

Für die meisten der interviewten Pfarrer und Pfarrerrinnen ist die Predigt das Zentrum des Gottesdienstes. Predigen ist ihr Handwerk, von dem sie gerne berichten. Hier fühlen sie sich kompetent und gut. Ihr Vorbereitungsaufwand ist dabei ebenso groß wie unterschiedlich ausgeprägt. Meist gehen Pfarrer und Pfarrerrinnen dabei vom vorgegebenen Predigttext aus.

Wichtig ist den befragten Pfarrern und Pfarrerrinnen, dass von der Predigt etwas »überkommt«, dass die Predigt einen Bezug zur Lebenswirklichkeit der Hörenden hat. Umgekehrt grenzen sich einige befragte Predigende von weltfremden Predigten ab. Auch sehen sie es sehr kritisch, wenn Menschen bei Predigten weltanschaulich vereinnahmt oder mit Moral überschüttet werden.

Sehr wichtig ist den meisten befragten Pfarrern und Pfarrerrinnen bei der Predigt die eigene Authentizität. Ein Pfarrer sagt: »Ich bin wirklich in der glücklichen Lage, dass ich ... nur predige, was ich selbst glaube.« Als Kehrseite dieser hohen Relevanz der eigenen Authentizität ist im Interviewmaterial festzustellen, dass manche Pfarrer und Pfarrerrinnen zuweilen eigene theologische Ansichten verkündigen, die im Widerspruch zu Bibel und Bekenntnis stehen: Etwa wenn der Offenbarung Gottes in der Natur gegenüber der biblischen Offenbarung größeres Gewicht gegeben wird, wenn die Allmacht Gottes bestritten wird, wenn die Rede vom Opfer Christi am Kreuz als überholtes Denkmuster abgelehnt wird oder wenn das erste Gebot als »Erfindung der Menschen« bezeichnet wird.

¹ Vgl. dazu die Handreichung von Hanns Kerner, Die Predigt. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften, 2007, Nürnberg. Sämtliche Nachweise für Interviewzitate sind dort zu finden. Die Handreichung ist zu beziehen unter: www.gottesdienstinstitut.org.

Ansichten von Nichtkirchgängern

Nichtkirchgänger, so zeigen die Untersuchungen, machen erstaunlich viele Aussagen zur Predigt. Teilweise beziehen sie sich dabei auf Kasualgottesdienste o.ä., teilweise haben sie keine aktuellen Erfahrungen.

Obwohl sich bei denen, die nie in den Sonntagsgottesdienst gehen, vereinzelt auch positive Aussagen über Predigten finden, ist dies doch eher die Ausnahme. Vielfältig ist hingegen die Kritik an Predigten (die oftmals mit der Kritik an der Kirche einhergeht): Einige Befragte geben zu verstehen, dass Predigten für sie keine Relevanz haben: »Ich konnte ... nie etwas mit den Predigten anfangen.« Die Predigt hat für diese Befragten nichts mit dem eigenen Leben zu tun. Andere Nichtkirchgänger bemängeln die von der Kirche gepredigten, aber mit dem Alltag nicht vereinbaren »Moralvorstellungen« oder werfen der Verkündigung »mangelnde Erdverbundenheit« vor. Sehr negativ äußern sich Nichtkirchgänger darüber, dass Pfarrer und Pfarrerrinnen ihre Predigten instrumentalisieren, etwa um eigene politische Anschauungen unter das Volk zu bringen – so in puncto Militäreinsatz oder Kirchenasyl. Man spricht den Predigenden ganz einfach ab, dass sie von diesen Dingen mehr verstehen als andere.

Schließlich formulieren einige Nichtkirchgänger den Anspruch, dass Pfarrer und Pfarrerrinnen authentisch sind. Gerade hier sehen sie sich aber enttäuscht: »auf der einen Seite wird dies und das gepredigt, und auf der andern Seite hält man es anscheinend selber nicht.«

Beobachtungen

Überblickt man die hier zusammengefassten Ergebnisse, drängt sich der Eindruck auf, dass sich die Ansprüche der Pfarrer und Pfarrerrinnen an sich selbst als Predigende und die Ansprüche der Nichtkirchgänger an die Predigenden in außerordentlich hohem Maße decken. Allerdings scheinen die Geistlichen den Ansprüchen derer, die nie zur Kirche zu gehen, dabei kaum gerecht zu werden.

1. Einige Nichtkirchgänger erwarten bei Predigten Relevanz und Erdverbundenheit, sind jedoch enttäuscht, sie nicht zu erfahren. Manche befragte Pfarrer und Pfarrerrinnen wollen ihrerseits in ihren Predigten gerade auf die Lebenswirklichkeit der Menschen eingehen und nicht weltfremd predigen.
2. Einige Nichtkirchgänger haben den Anspruch, dass Pfarrer und Pfarrerrinnen authentisch sind, dass also Verkündigung und Lebensweise übereinstimmen, werden jedoch darin enttäuscht. Die meisten befragten Pfarrer und Pfarrerrinnen betonen ihrerseits, dass sie bei ihren Predigten authentisch sind (z.T. sogar gegen Schrift und Bekenntnis).
3. Einige Nichtkirchgänger kritisieren, dass Pfarrer und Pfarrerrinnen ihre Predigten dafür nutzen, die Menschen mit ihren eigenen moralischen, politischen oder weltanschaulichen Ansichten zu vereinnahmen. Einige befragte Pfarrer und Pfarrerrinnen sehen es ihrerseits sehr kritisch, wenn in Predigten versucht wird, Menschen zu vereinnahmen oder sie mit Moral zu überschütten.

Schlussfolgerung

1. Daraus ist u.a. folgende Konsequenz zu ziehen: Pfarrer und Pfarrerrinnen sollten bei Predigten gar nicht erst versuchen, den Ansprüchen derer gerecht zu werden, die ohnehin nie zur Kirche gehen.
2. Zugleich sollten Pfarrer und Pfarrerrinnen der hier geäußerten Kritik ein offenes Ohr schenken: Offensichtlich wirken Predigten nicht immer lebensnah, werden Predigende nicht immer als authentisch erlebt und nehmen Geistliche nicht immer Abstand davon, ihre Zuhörer und Zuhörerinnen weltanschaulich – in welcher Weise auch immer – vereinnahmen zu wollen.

*Dr. Harinkge Fugmann,
Pfarrer in Nürnberg*

Neue empirische Erkenntnisse über: Predigthörende (9)

Die Predigt: Ansichten von Kirchgängern

Menschen, die von sich selbst sagen, dass sie Gottesdienste besuchen (egal wie häufig) wollen von einer Predigt etwas »mitnehmen«. Die Predigt des Pfarrers oder der Pfarrerin wird auf das eigene Leben bezogen: »Was der Pfarrer sagt, das höre ich mir dann auch genau an und denke: Aha, das war heute wieder ganz für mich.« Auch wenn Kirchgänger zuweilen die Erfahrung machen, von einer Predigt enttäuscht zu werden, halten sie an der positiven Grunderwartung fest, dass ihnen die Predigt etwas bringt. Die biblische Botschaft soll lebendig werden und in die eigenen Freuden, Sorgen und Nöte hineinsprechen. Dabei stehen die eigene Person und die eigenen Bedürfnisse im Zentrum. Soziale oder politische Aspekte sind weniger interessant, außer man hat einen persönlichen Bezug dazu. (Auch schätzen die Hörenden die Kompetenz der Predigenden in politischen Fragen nicht höher als die eigene ein.) Die schwankende Qualität der Predigten wird recht gelassen hingenommen: »Mancher predigt gut und mancher ... ist eben nicht so toll.«

Die meisten Kirchgänger gehen vorwiegend in den Gottesdienst ihrer Ortsgemeinde. Zugleich kann ein als besonders gut geschätzter Prediger auch zu Gottesdienstbesuchen außerhalb der eigenen Gemeinde anregen.

Weiterhin wird im Interviewmaterial deutlich: Die »normalen« Kirchgänger haben kein näheres Interesse an der Person des Pfarrers oder der Pfarrerin. (Bei jenen, die von Berufs wegen in den Gottesdienst gehen, etwa bei Pfarrern und Pfarrerinnen, Organisten oder Kantorinnen ist dies anders.) Es interessiert sie also nicht, wie es den Predigenden mit dem Text ergangen ist oder wie es gerade um die Pfarrerskinder steht. Kirchgänger wollen die Predigenden vielmehr in der Rolle derer hören, die dafür ausgebildet sind, den Bibeltext sachgerecht und lebensdienlich auszulegen. Dabei ist jedoch wichtig: Kirchgänger beanspruchen die Deutungshoheit darüber, was in der Predigt gesagt wird, für sich selbst!

Wer meint, dass Predigten v.a. dafür da sind, dass man ihnen zuhört, irrt sich, wie das Interviewmaterial zeigt. Tatsächlich wird dort beschrieben, dass Predigten auch dann positiv erlebt werden, wenn man ihnen *nicht* zuhört: Die Predigt wird in diesem Fall als ein »Raum« der Ruhe, des Rückzugs und der eigenen Besinnen erlebt und geschätzt. Die Hörer gehen in diesem von der Predigt geschaffenen Raum ihren eigenen Gedanken nach, während die Predigt wie ein Film im Hintergrund weiterläuft. Eine Befragte formuliert es so: »Manchmal höre ich auch zu. Aber manchmal ist es einfach auch nur Kulisse; und zwar positive Kulisse, ... wenn da jemand etwas redet, was hoffentlich in irgendeiner Weise auch positiv ist.« Schließlich zeigt das vorliegende empirische Material: Die befragten Kirchgänger haben nach einem Gottesdienst kein Bedürfnis, sich mit dem Pfarrer oder der Pfarrerin über deren Predigt zu unterhalten. Die Predigten werden so stehen gelassen, wie sie sind.

Die Predigt: Pfarrer und Pfarrerinnen als Predigthörende

Wie nehmen Pfarrerinnen und Pfarrer die Predigten anderer wahr, wenn sie selbst Gottesdienstbesuchende sind? Überraschenderweise sind ihre Ansprüche an die Predigten anderer sehr viel bescheidener als die Ansprüche, die sie an sich selbst als Predigende stellen. So sagt ein Pfarrer: »... ich beanspruche nicht, das mich der Prediger sozusagen unterhält zwanzig Minuten lang, und ähm, seine Predigt toll aufgebaut hat und was weiß ich, sondern ich will an einer Stelle ... berührt werden.« Pfarrerinnen und Pfarrer erwarten als Hörende von den Predigenden keine Kunstwerke. Sie stellen z.B. keine besonderen Ansprüche an die Predigtform oder Predigtlänge (obgleich sie sich dafür interessieren), wichtig ist ihnen auch nicht in erster Linie die gute Gesamtkomposition, der rote Faden oder die gelungene Dramaturgie. Im Vordergrund steht vielmehr, dass Gott ihnen etwas sagen und mitgeben möchte. Dies kann ein einziger Gedankenstoß sein, eine einzige Aussage oder auch eine

einzigste provokative Äußerung.

Manchmal geht es auch Pfarrern und Pfarrerinnen so, dass sie einer Predigt nicht zuhören. Auch dann kann das Predigterlebnis schön sein: »Wenn ein Pfarrer oder eine Pfarrerin ... die Predigt hält, ... [dann] muss [es] gar nicht unbedingt sein, dass ich dann zuhöre, sondern dann ist einfach der Raum und das Ganze etwas, was bei mir für Wohlbefinden sorgt.«

Beobachtungen

1. Sobald die befragten Pfarrer und Pfarrerinnen »die Seiten wechseln« – sobald sie selbst Gottesdienstbesuchende sind – haben die hohen theologischen und handwerklichen Ansprüche, die sie sonst an sich selbst als Predigende stellen, nur wenig Relevanz. Ebenso wie die »normalen« Gottesdienstbesuchenden wünschen sie sich dann, an einer Stelle der Predigt berührt zu werden und das Wort Gottes für ihr persönliches Leben ausgelegt zu bekommen.
2. Auch das Phänomen der Predigt als eines »Raumes« für eigene Gedanken kennen einige der befragten Pfarrer und Pfarrerinnen aus eigener Erfahrung. Dennoch ist dieses Phänomen nicht Teil ihre homiletischen Überlegungen.

Schlussfolgerungen

1. Es würde den Predigten von Pfarrern und Pfarrerinnen gewiss nicht schaden, würden sie dabei mehr auf ihre eigenen Bedürfnisse als Predigthörende und weniger auf ihre Selbstansprüche als Predigende achten.
2. Es gilt wertzuschätzen, dass Menschen während der Predigt des Pfarrers oder der Pfarrerin zuweilen einen »Raum« betreten, in dem sie zwar der Predigt nicht detailliert folgen, in dem es aber dennoch zu einer (z.T. auch unbeabsichtigten) Begegnung mit dem Wort Gottes kommen kann.

*Dr. Harinkge Fugmann,
Pfarrer in Nürnberg*

Der christlich-muslimische Dialog

Kleine Theologie des Zeugnisses

Der Skandal um die Rücknahme der Verleihung des hessischen Kulturpreises an Navid Kermani im Mai dieses Jahres hat viele bewegt. Kermani hatte bekanntlich in der Meditation eines Kreuzigungsbildes von Guido Reni zunächst die klassischen muslimischen Argumente gegen die christliche Kreuzesverehrung wiederholt, dann aber angesichts der Sicht Renis auf den Gekreuzigten erklärt: »Nun saß ich vor dem Altarbild...und fand den Anblick so berückend, so voller Segen, dass ich am liebsten nicht mehr aufgestanden wäre. Erstmals dachte ich: Ich – nicht nur: man –, ich könnte an das Kreuz glauben.«¹ Trotzdem meinten Kardinal Lehmann und der jüngst in Ruhestand getretene Kirchenpräsident Steinacker, sie könnten nicht zusammen mit Kermani auf der Bühne stehen.

Man fragt sich nach dieser Erfahrung, ob eine theologischer Dialog zwischen Christen und Muslimen – von den Fragen des bürgerlichen Zusammenlebens abgesehen – noch einen Sinn hat. Die Studie eines katholischen Theologen, kurz vor dem Skandal erschienen, vermittelt in dieser Situation Perspektiven – und den Dialogwilligen auch Trost. Denn mit seiner »Theologie des interreligiösen Zeugnisses«², die im September 2008 erschienen ist, hat Felix Körner SJ wohl einen der wichtigsten Beiträge zu den Grundfragen des christlich-muslimischen Dialogs in der Gegenwart geleistet.

Zunächst kurz zur Person des Autors: »Seit 2002 leben in der türkischen Hauptstadt drei Jesuitenpatres. Die erste Einladung nach Ankara ging von der islamisch-theologischen Fakultät aus, die theologische Gesprächspartner suchte. Die Jesuitenkommunität betreut nun die türkischsprachigen Christen vor Ort und steht im muslimisch-christlichen Dialog, insbesondere auf akademischer Ebene.«³ Als deutsches Mitglied der Kommunität hat Körner sowohl pastoral (in der hauptsächlich aus armenischen Katholiken mit türkischer Staatsbürgerschaft bestehenden Gemeinde) wie auch in der akademischen Lehre gearbeitet – so etwa in einer Vorlesung über philosophische Anthropologie an der Middle East Technical University⁴. Seit dem Sommersemester 2008 unter-

richtet Körner Theologie der Religionen an der Gregoriana in Rom. Daneben nimmt er weiterhin einen Lehrauftrag an der Hochschule St. Georgen in Frankfurt wahr.

Seit dem römischen Dokument »Dialog und Verkündigung« vom 19.5.1991 hat sich – vor allem im katholischen, aber immer wieder auch im protestantischen Bereich – folgende Einteilung des interreligiösen Dialogs eingebürgert: Dialog des alltäglichen Zusammenlebens, des gemeinsamen Handelns, des akademischen Austausches und der religiösen Erfahrung.

Daneben stellt Körner eine weitere Kategorie: »die interreligiöse Debatte unter nicht formal-theologisch ausgebildeten Gläubigen« oder die »Laiendiskussion« (23). Diese Debatte ist in Mitteleuropa noch wenig ausgeprägt. Zu neu ist für die Gesellschaft und für die Kirchen die Präsenz der Muslime. Im Mittelpunkt stehen bei der Begegnung von Gemeinden erst einmal die Überwindung der Fremdheit, die Einübung von Respekt vor den religiösen Äußerungen der anderen, die Erarbeitung von Spielregeln für den Umgang – und auf der Ebene der politischen Diskussion etwa die Fragen des Moscheebaus und des Religionsunterrichts.

In Ankara ist das völlig anders. Da kommen etwa drei Männer in die katholische Messe und fordern die Priester zu einer religiösen Diskussion heraus. Oder es wird etwa im Jahr 2005 eine 16-seitige-Broschüre »Einladung an die Christen zu Rechtleitung und wahrer Erlösung« von Ömer Öngüt verteilt, offenbar einem Schüler von Said Nursi (†1960), einem kurdischen Wanderprediger, der in der religionsfeindlichsten Zeit der Türkei durch seine Predigten große Popularität erlangte⁵.

Unter solchen Umständen hat das christliche Zeugnis gegenüber Muslimen eine ernsthafte, existentielle Bedeutung, die mit Gemeindebegegnungen oder Akademietagungen bei uns nicht verglichen werden kann. Hier geht es darum, das Existenzrecht einer christlichen Gemeinde in einer nichtchristlichen Umwelt theologisch zu vertreten – anders gesagt: Es geht um die Plausibilität des christlichen Glaubens und zwar gera-

de an den Punkten, an denen er sich vom Islam deutlich abhebt. In diesem Horizont stellt Körner die Frage nach dem Zeugnis der »Kirche im Angesicht des Islam«.

Andere katholische Theologen stellen die gleiche Frage unter noch schwierigeren Voraussetzungen. Eines der interessantesten Dokumente, die Körner vorstellt, ist das »Glaubensbuch« – »Le Livre de la foi« –, das Pierre Claverie und »die Bischöfe des Maghreb« 1996 veröffentlichten⁶. Pierre Claverie OP, der Hauptautor, wurde 1938 in Algerien geboren als Abkömmling von Franzosen, die in der vierten Generation im Land lebten. Nach dem Studium an der Ordenshochschule Le Saulchoir bei Paris kehrte er 1967 nach Algerien zurück und nahm die algerische Staatsbürgerschaft an⁷. Inzwischen waren die Katholiken in Algerien zu einer verschwindend kleinen Minderheit geworden. 1981 wurde Claverie Bischof von Oran. Am 1. August 1996 – kurz nach dem Erscheinen des Glaubensbuches – ermordeten islamistische Attentäter ihn zusammen mit seinem muslimischen Freund Mohammed Bouchikki. Claverie lebte sein Leben, wie er sagte, als »guest in the house of Islam«. Der Berichterstatter des National Catholic Reporter in den USA sagt von ihm: »He shunned large-scale Christian/Muslim meetings, feeling that the slogans such encounters tend to generate, such as that we are all »children of Abraham« and »people of book, or that we all believe in the »one God, artificially gloss over deep theological and spiritual differences.« Zu seinem Begräbnis aber kamen mehr Muslime als Christen und einer der führenden Wirtschaftswissenschaftler Algeriens, ein Muslim, sagte zu Claveries Freund Jean-Jacques Pérennès: »Pierre is not only yours. He was the bishop of Oran, of all of us.«⁸

Ohne Zweifel war Pierre Claverie ein Mann des christlich-muslimischen Dialogs. Das hat ihm unter den Muslimen seines Landes viele Freunde, aber eben auch radikale Feinde gemacht. Sein »Glaubensbuch« ist in der Auseinandersetzung mit dem Islam eher zurückhaltend, einfach weil direkte Verkündigung des christlichen Glaubens Muslimen in den nordafrikanischen Staaten entweder de jure, mindestens aber de facto verboten ist. Die Fragen der Muslime an das Christentum sind dennoch der Hintergrund christlicher Selbstvergewisserung.

Kehren wir zurück zur Situation, die

Körner vor Augen hat: In der Türkei ist christliche Mission nicht erwünscht. Dennoch sind hier »etwa 1.000 freikirchliche Missionare tätig«⁹. Körner meint damit Missionare mit evangelikalem Hintergrund, vor allem aus den USA¹⁰. Diese aber sind in der Regel an einem Dialog mit dem Islam nicht ernsthaft interessiert. Sie verkündigen häufig »eine denkbar einfache Botschaft ... universal, und das heißt auch: überall gleich... Ein Interesse an der Besonderheit des einzelnen Gesprächspartners gibt es nur, solange er Interesse an einem Beitritt zeigt. Dass seine Fragen und Ansichten auch etwas Neues einbringen können, sei er nun Muslim oder nicht, scheint nicht zu interessieren.«(13)¹¹

Körner jedoch geht es um Dialog. Dialog ist zunächst einmal »allseitiger Rationalitätsgewinn angesichts unterschiedlicher Positionen« (172). Das bedeutet aber, damit zu rechnen, dass die muslimische Infragestellung des christlichen Glaubens auch den Christen weiter bringt, ihm zu einer Klärung seines eigenen Glaubens verhilft.

Machen wir uns das an einen Beispiel klar, der beliebten Frage, ob Christen und Muslime an »denselben Gott« glauben. Bekanntlich erhalten die Muslime im Koran den Auftrag, zu Juden und Christen zu sagen: »Unser Gott und euer Gott sind eins« (Sure 29:46). Man könnte aber auch übersetzen »sind einer« im Sinn von »jeweils einer«. Für Körner ist klar: »Muslime stehen vor demselben Gott wie Christen, weil Gott nicht durch unsere Zuschreibungen gemacht wird. Wer dies nicht zugibt, handelt sich einen projektorischen Antirealismus ein, demzufolge Gottes Wirklichkeit unsere Bezugnahme auf ihn ist.« (169f)

Mit anderen Worten: Die Tatsache, dass die Gottesbilder von Muslimen und Christen verschieden sind, darf nicht dazu führen, die Einheit Gottes zu bestreiten. Gott ist nicht identisch mit den Gottesbildern der Religionen. Es gibt nur einen Gott und wenn irgendwo in der Welt ein Mensch »Religion« hat, so kann seine Verehrung immer nur dem Einen gelten, ob der Mensch das nun weiß oder nicht.

Mit dieser Einsicht aber ist der interreligiöse Dialog über die Gottesfrage nicht beendet, sondern allererst eröffnet. »Wenn jener Dialog einen Erkenntniszuwachs verheißt, in dem unterschiedliche Perspektiven zum Ausdruck kommen und einander in ihrer Wirklichkeitsbeziehung überprüfen, so ist ein vor der Auseinandersetzung bereits behaupteter

Konsens die Verweigerung des Dialogs.« (174) Der Dialog bringt also die unterschiedlichen Gottesbilder miteinander ins Gespräch.

Wo aber liegen nun die Unterschiede im Gottesverständnis? Pierre Claverie und seine nordafrikanischen Kollegen formulieren im Zusammenhang ihrer Rede von der Inkarnation, »dass wir dem Widerspruch unserer muslimischen Umwelt ausgesetzt sind. Wir haben bereits ermesen, wie unterschieden die muslimische Religion ablehnt, Offenbarung und Geschichte miteinander zu verbinden: Für sie ist die Geschichte nur Anlass zur Enthüllung des Gotteswillens«¹² – eine geglückte und zugleich hoch konzentrierte Formulierung: Die Transzendenz Gottes wird im Islam so radikal verstanden, dass Gott sich selbst mit nichts Irdischem verbindet.

Körner stimmt dem zu und formuliert nach den Jahren in Ankara sein »theologisches Bild vom Islam« folgendermaßen:

»Ausgehend von seiner strengen Trennung zwischen Schöpfer und Schöpfung, ist der Islam auf drei Grund-Sätze zu reduzieren:

- a. Gottes überlegene Wirklichkeit steht von Ewigkeit zu Ewigkeit fest.
- b. Gott erteilt den Menschen in den Offenbarungs-»Zeichen« die Rechtleitung, die sie zu ihrem Heil befolgen müssen und können.
- c. Das geschöpfliche Leben kommt an sein Ziel, indem es sich Gott unterwirft.« (337f)

Mit anderen Worten: Gott ist so transzendent, so absolut unterschieden von seiner Schöpfung, dass nichts Irdisches, weder Gutes noch Schlechtes, ihn selbst als Gott tangiert. Daneben steht ein anthropologisch-ethischer Optimismus, der davon ausgeht, dass der Mensch jederzeit das Gute tun kann, das Gott ihm als seinen Willen offenbart hat. Sünde ist immer nur Verfehlung im Einzelfall, aber keine den Menschen knechtende Macht. Höchstes Ziel des Lebens, sein »Sinn«, ist Hingabe des Menschen an Gott bei strikter Ablehnung einer »Interaktion« zwischen Schöpfer und Geschöpf. Vorbild solcher Hingabe ist Abraham, der auf Gottes Befehl hin bereit war, seinen Sohn zu opfern.

Dagegen setzt Körner das »Skandalon« des christlichen Zeugnisses:

- a. Gott riskiert seine Gottheit in der Geschichte.
- b. Der Mensch hat seine Bestimmung, der er nicht aus eigener Kraft gerecht werden kann.

c. Man kommt zu sich im andern.«(346)

Ich versuche einmal, diese drei sehr dichten theologischen Sätze in meinen Worten zu entfalten: Das Kreuz führt nach dem christlichen Glauben nicht nur den Menschen in die Krise der Gottverlassenheit, es führt auch Gott selbst in die Krise. Wie kann der Gott sein, der den Seinen in solchen Leid nicht beistehen kann oder will? Gottes Allmacht ist ein eschatologischer Begriff; erst am Ende der Geschichte wird sich Gottes Allmacht herausstellen. Weil das Ende der Geschichte noch offen ist, trägt Gott ein Risiko und die Glaubenden tragen dieses Risiko mit ihm. Es könnte sich ja – entgegen unserm Glauben – zeigen, dass Gott nicht mächtig genug war, die Geschichte zu seinem Ziel zu führen.

Der zweite Satz spricht von der grundlegenden Bedürftigkeit des Menschen nach »Erlösung« oder nach »Gnade«. Gerade dann, wenn ihm die ethische Forderung evident begegnet, kann sich zeigen, dass der Mensch dieser Forderung nicht gewachsen ist, etwa weil er zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist, um dem Mitmenschen zum Nächsten zu werden. Die Frage der »guten Werke« ist nach christlicher Einsicht nicht so sehr, welche diese guten Werke im Einzelnen sind. Die Gebote sind in der Regel klar – einer besonderen »Rechtleitung« bedarf es zu ihrer Erkenntnis zumindest nicht in allen Fällen. Die Gebote, die den Christen gelten, unterscheiden sich auch nicht allzu sehr von dem, was auch anderen Menschen, darunter auch den Muslimen, geboten ist. Die Frage des christlichen Glaubens ist vielmehr, wie diese guten Werke überhaupt möglich werden, wie der Mensch in den Stand kommt, in dem er die Gebote erfüllt. Und noch eine zweite Frage stellt sich hier: Wie kann der Mensch fortan leben, der versagt und sein Versagen erkannt hat?

Der dritte Satz nennt die Hingabe als Erfüllung des Menschseins. Darin stimmen Christentum und Islam zunächst überein. Während aber im Islam die radikale Hingabe nur Gott gilt, lehrt der christliche Glaube, dass der Mensch sein Leben gewinnt, der es in der Liebe zu den Mitmenschen – und zur ganzen Schöpfung – verliert. Es ist hier die Rede vom Paradox der Liebe, die den Verlust zum Gewinn macht. Hingabe als Liebe aber ist nicht Unterwerfung. In der Liebe wirkt der Mensch sogar mit Gott zusammen, der den Liebenden an seinem Werk in der Welt mitarbeiten lässt.

Von den Themen, die normalerweise genannt werden, wenn es um die Verschiedenheit von Christentum und Islam geht – Dreieinigkeit Gottes, Gottessohnschaft Jesu, Versöhnung des Sünders durch seinen Tod und seine Auferstehung – ist hier scheinbar gar nicht die Rede. Implizit aber sind sie alle hier enthalten.

Ergebnis: Ich halte die Herausarbeitung der Kerndifferenzen von Islam und Christentum bei Körner für völlig zutreffend. Sie führt in eine Tiefe des interreligiösen Dialogs, die so nach meiner Wahrnehmung nur selten erreicht wird. Gerade deshalb gestatte ich mir eine persönliche Anmerkung: Nach 27 Jahren im Gemeindefarramt kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass eine große Zahl von Christen bei uns zu Lande, gerade solcher, die mit Ernst fromm sein wollen, das, was Körner den Muslimen zuschreibt, als Kennzeichnung ihres christlichen Glaubens auffassen würden. Die Aussage, dass Gottes Allmacht noch in der Geschichte auf dem Spiel steht, würde hingegen bestenfalls auf Unverständnis stoßen. Ein anderes Beispiel ist die Auslegung der Vaterunserbitte »Dein Reich komme.« Diese wird häufig stoisch verstanden, so als bäten wir Gott um die Kraft, seinen unabänderlichen Willen demütig hinzunehmen. Als ich einmal unter der Berufung auf die Auslegung des Vaterunser bei Ernst Lohmeyer¹³ ein wesentlich aktiveres Verständnis dieser Bitte vertrat, begegnete mir auch bei manchen Kollegen nur Verwunderung.

Noch einmal zu Körner: Er entwickelt in seinem Buch nicht nur eine Analyse dessen, worum es im christlich-muslimischen Dialog letztlich geht, er erhebt auch eine kleine Theologie des Zeugnisses.¹⁴

Bei seinem Zeugnis macht der Christ eine dreifache Erfahrung der Schwäche: Es gibt in diesem Dialog keine »schlagenden« Argumente. Gotteszeugen scheitern in der Geschichte. Und der Zeuge erlebt seine eigene Unzulänglichkeit. Körner beendet sein Werk, nachdem er berichtet hat, wie ihm auf die Frage einer türkischen Schülerin die hilfreiche Antwort nicht einfallen wollte, mit dem Satz: »Es bleibt nur die Hoffnung, dass Gott durch seine schwachen Geschöpfe wirken will.« (347) Begonnen hat er auf dem Vorsatzblatt mit einem Zitat aus 1.Kor 15,43: »Gesät wird in Schwachheit«.

In der FAZ vom 14.10.2008 hat Rainer Hermann¹⁵ Körners Buch besprochen. Er

endet: »Körner nutzt den Dialog, um Unterschiede zu benennen und sich so größere Klarheit über das Christsein zu verschaffen. Damit legt er das Fundament für eine neue Runde des interreligiösen Gesprächs. Eine Einheit kann es bei der Verschiedenheit der Weltdeutungen nicht geben. Körner zeigt aber, dass eine Theologie des Dialogs nicht nur möglich ist, sondern für beide Seiten fruchtbar. Körner ist einer der kreativsten und originellsten christlichen Theologen, die sich mit dem Islam und mit den Muslimen beschäftigen. Dass er in Rom Gehör findet und dass er weiter mit einem Bein in der islamischen Welt steht, wünschen sich seine muslimischen und nichtmuslimischen Freunde.«

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Rainer Oechslen, Pfarrer,
Islambeauftragter, München

Anmerkungen:

1. Navid Kerani, Warum hat du uns verlassen?, NZZ vom 14.3.2009.
2. Felix Körner, Kirche im Angesicht des Islam – Theologie des interreligiösen Zeugnisses, Stuttgart 2008. (ISBN 978-3-17-020559-8 – 19,80 Euro)
3. Felix Körner, Rechenschaft – Als Priester und Philosoph in Ankara, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 91 (2007), 243-252, das Zitat 243.
Körner hat die Neuansätze in der Koranhermeneutik, die von der islamisch-theologischen Fakultät in Ankara ausgehen, in vielen Veröffentlichungen in den deutschen (und englischen) Sprachraum vermittelt. Besonders zu nennen ist dabei der Band mit ausgewählten und kommentierten Texten: F. Körner, Alter Text – Neuer Kontext. Koranhermeneutik in der Türkei heute. Freiburg 2006.
4. Über die Situation der Christen in der Türkei wie über Entstehungsgeschichte und Aufbau der Anthropologie- Vorlesung berichtet Körner in dem in Anmerkung 1 genannten Aufsatz sehr anschaulich.
5. Inzwischen gibt es »Nurcus« (nach dem Ort Nurs, aus dem Nursi stammte) auch in Mitteleuropa. So gelangt die »Einladung« in deutscher Übersetzung in viele Briefkästen.
6. Pierre Claverie Et Les Évêques du Maghreb, Le Livre de la foi. Et Parole de Dieu dans la tradition chrétienne, Paris 1996.
7. Daten seines Lebens nach John L.Allen, Bishop Pierre Claverie of Algeria: Patron of the dialogue of cultures, National Catholic Reporter vom 26. Oktober 2007.
8. Alle Zitate a.a.O.
9. Körner, Rechenschaft (vgl. Anm. 1),244.
10. Folgende Beschreibung ist aufschlussreich: »Die Missionare sind nicht aufdringlich. –sie schicken den Interessenten das Neue Testament und Broschüren. Ihre Theologie ist denkbar einfach. Das Evangelium wird in vier Sätzen zusammengefasst: »Gott liebt dich. Du hast gesündigt. Jesus ist für dich gestorben. Nimm ihn an.« Wer sich

von dieser Botschaft ansprechen lässt, kann nach einigen Monaten getauft werden. Die Missionare sind durch die Regeln ihrer Bewegung angehalten, den Kontakt nach dem dritten Versuch abzubrechen, wenn der Kandidat kein Interesse zeigt, »Jesus in sein Leben aufzunehmen«. Monatlich erteilen sie der Zentrale in den USA Rechenschaft, wie viele Kontakte man knüpfen konnte.« a.a.O., 245.

11. Die so gekennzeichnete »protestantische« – wohl eher: evangelikale – Position steht in krassem Gegensatz zur Haltung des gegenwärtigen Erzbischofs von Canterbury, dessen Äußerungen zum christlich-islamischen Dialog Körner ausführlich analysiert.
12. Claverie, Le Livre (vgl. Anm.4) 84; übersetzt und zitiert bei Körner, Kirche vor dem Islam, 323.
13. Ernst Lohmeyer, Das Vaterunser, Göttingen 1962, 75 – 92.
14. Dieses Zeugnis ist »bekennend, weil der eigenen Lebenswelt verpflichtet; begründend, weil sonst nicht vom Gesprächspartner nachvollziehbar; bezeugend, weil auf dem eigenen Wirklichkeitskontakt beruhend; befreiend, weil nicht auf Sieg, sondern auf selbständigen Zugriff ausgerichtet; beziehungsstiftend, weil auch den anderen Wirklichkeitskontakt ermöglichend und bekehrungsfähig, weil durch die Perspektive und Erfahrung des andern korrigierbar« (341; Interpunktion angepasst. R.O.)
15. Rainer Hermann ist selbst ein profund er Kenner der türkischen Gesellschaft und des türkischen Islam. Etwa gleichzeitig mit Körners Studie erschien von ihm: Rainer Hermann, Wohin geht die türkische Gesellschaft? – Kulturkampf in der Türkei, München 2008.

Sollen wir nicht Gott auch etwas zutrauen?

zu: *Christen und Juden*

Zu den verschiedenen Beiträgen, das Wort der kirchenleitenden Organe der ELKB zur Entwicklung des christlich-jüdischen Verhältnisses betreffend.

Zu zahlreichen Irritationen hat geführt, dass in dem oben angeführten Wort »Aktivitäten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, für die ELKB undenkbar sind«. Unter Aktivitäten muss man doch im Kontext konkrete missionarische Bemühungen verstehen. Dem Taufbegehren eines Juden zu entsprechen, steht außer jeder Diskussion, so selbstverständlich ist es. Was dann? Soll die »Gesellschaft für Innere und Äußere Mission...« Kurse anbieten, oder sollen das Tutzing oder der Hesselberg tun? Sollen die Evangelischen Bildungswerke der großen Städte Juden anschreiben, besuchen, einladen? Soll die Gemeinschaft Christlicher Kirchen tätig werden, dass es ökumenisch ist? Ich denke dies alles verbietet sich bei näherem Hinsehen doch von selber. So aber müsste doch eine aktive Judenmission aussehen!

Ist das Verzicht auf Mission schlechthin, wie oft unterstellt wird? Mitnichten. Es gab im 19. Jahrhundert Wellen von Übertritten jüdischer Staatsbürger zum christlichen Glauben. Natürlich gab da viele Fälle von Opportunismus – der Wunsch endlich »vollwertiger Bürger« eines deutschen Staates zu sein – aber sehr oft war doch einfach der Wunsch als Deutscher dieser Kulturnation anzugehören, das auslösende Moment. So könnte auch das überzeugende Leben einer Gemeinschaft zwischen Juden und Deutschen, zwischen Juden und Christen, verbindender in jeglicher Hinsicht sein, als missionarische Bemühungen, die meinen betonen zu müssen, dass Ju-

den ohne den Glauben an Jesus Christus Verlorene Schafe seien.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich bin überzeugt, dass meine Seligkeit an meinen Glauben an Jesus Christus und seinen Tod für unser aller Heil unlösbar gebunden ist, wobei ich wohl weiß, dass die Aufnahme in sein Reich zuvörderst und zuletzt ein Akt seiner Liebe ist. Aber ist das, was für mich selbstverständlich verpflichtend ist, es auch für jeden anderen Menschen? Bedeutet das letztendlich Verzicht auf jede Mission? Wenn das Motiv für Mission die Rettung des letzten Heiden vor dem Verderben ist, dann ja. Wenn Mission aber erklärt wird, durch die viel zitierte Aussage von Petrus und Johannes: »Wir können´s ja nicht lassen, dass wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.« Dann ist es doch etwas ganz anderes, dann ist die eigene Glaubensbegeisterung die Vorbedingung für den Wunsch, das Erfahrene weiter zu geben.

Sollten wir nicht Gott auch etwas zutrauen? Seiner allumfassenden Liebe zu allen Geschöpfen dieser Erde, dass er sie behütet und bewahrt? Ich habe Liebe gesagt, nicht Allmacht, weil ich weiß, dass Gott nicht alle Not und alles Verderben von seinen Geschöpfen fernhält – fernhalten kann?

In allen Beiträgen zu diesem Thema ist betont, dass die Juden unverlierbar »Gottes Volk der Verheißung« sind. Gegen allen Augenschein – »Gott wird sie in alle Zukunft leiten.«

*Dr. Ludwig Blendinger,
Nennslingen*

Echt Paulus

zu: *An Gottes Tisch... in Nr. 6/09*

Der Leserbrief von Frau Kellermann im KORRESPONDENZBLATT vom Juni macht wieder einmal deutlich: In der Diskussion um die Frage des Christuszeugnisses gegenüber Juden geht es nicht um Randprobleme, sondern um die Mitte unseres Glaubens. Der Apostel Paulus betonte, dass sein Evangelium »nicht von menschlicher Art« (Gal 1,11-12), sondern »Wort Gottes« (1 Thess 2,13) sei, er stellte es als »Kraft Gottes« (Röm 1,16) heraus, er betonte, dass es über Heil und Unheil entscheide (1 Kor 1,18) und mahnte die Korinther bei ihrer Seligkeit, es in der überlieferten Gestalt festzuhalten (1 Kor 15,1-2).

Frau Kellermann dagegen spekuliert eifrig darüber, dass (und was) Paulus

heute anderes sagen würde, nachdem er seine Irrtümer erkannt und seine selbst gefundenen Antworten verworfen hätte. Selbstverständlich lehrt der Kellermannsche Paulus nicht mehr die den Menschen beherrschende Sündenmacht, auch nicht den gekreuzigten Christus, den einzigen Erlöser von Sünde und Tod, auch nicht den allein rettenden Glauben an das Evangelium und das neue Leben in Christus – sondern ein »anderes Evangelium«! Aber – wie der echte Paulus schreibt: Ein anderes Evangelium gibt es nicht! (Gal 1,6-7) Die Landeskirche als ganze ist gefordert, in der jetzigen Situation die notwendige Besinnung auf die Grundlagen des christlichen Glaubens in der Heiligen Schrift zu leisten und von ihren Theologinnen und Theologen einzufordern, dass sie ihr anvertrautes Amt »dem Glauben gemäß« führen (Röm 12,6) und den Gemeinden die »heilsame Lehre« vorlegen (Tit 2,1) – und nicht eigene Weltanschauungen, Wunschbilder, Mythen oder Antimythen (vgl. Kol 2,8; 1 Tim 1,4; Tit 1,14).

Wie es im 2. Petrusbrief heißt: »Das sollt ihr vor allem wissen, dass keine Weissagung in der Schrift eine Sache eigener Auslegung ist. Denn es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichen Willen hervorgebracht worden, sondern getrieben von dem heiligen Geist haben Menschen im Namen Gottes geredet.«

*Dr. Jürgen Henkel,
Pfarrer in Selb-Erkersreuth
Martin Fromm,
Pfarrer in Rüdenhausen*

Bücher, Bibel, Bibliothek

Erstaunlich viele Menschen nutzen die öffentlichen Büchereien. Die Frage ist: was finden sie dort an theologischem Material vor? In vielen Büchereien ist nicht einmal eine Bibel zu finden. Dabei ist die Vorstellung, dass eine Bibel in jedem Haushalt zu finden sei, lange überholt.

Ich möchte deshalb an eine Mahnung des verstorbenen Sektenbeauftragten Friedrich –Wilhelm Haack erinnern. Er sagte mir: Die Sekten verschenken an die Büchereien kistenweise ihre Literatur. Und was macht die Kirche? Die Vertreter der unterschiedlichen religiösen Richtungen wissen die öffentlichen Büchereien als neutralen Ort zu schätzen, an dem man sich unauffällig informieren kann. Und wir? Wir denken

■ Bücher

Ernst Öffner, Evangelisch ist auch katholisch, München 2009³, ISBN 978-3-532-62380-0

Als Regionalbischof in einer Stadt, in der konfessionelle Fragen einen traditionellen Ort haben, in der lange vor der »Gemeinsamen Erklärung« mit der Augsburger Parität ein eigenes ökumenisches Modell des Miteinanders der christlichen Konfessionen gelebt wurde, wird man zu ökumenischen Fragestellungen geradezu angetrieben. Hinzu kommt der Preis »Augsburger Friedensfest«, bei dem der Regionalbischof an prominenter Stelle mitwirkt, sowie das Gegenüber eines römischen Katholizismus, der eher nicht ökumenisch denkt: Hintergrund der in diesem Buch abgedruckten Texte unter den Kapiteln »Evangelisches Selbstverständnis«, »Evangelisch und ökumenisch« sowie

»Kirche in der Gesellschaft.«

Es handelt sich im Wesentlichen um bereits veröffentlichte Texte, und, wenn man so will: Gebrauchstexte. Das macht sie gut lesbar, ich denke: auch für NichttheologInnen. Mutig wird der evangelische Blick auf die gemeinsame Tradition der allgemeinen, christlichen Kirche gerichtet und mancher Zuhörer darauf hingewiesen, dass »römisch« und »katholisch« keine exklusive Verbindung sind. Vor dem Hintergrund der Debatten in unserer Kirche um Selbstverständnis und – in neuester Zeit – um ihre zweihundert Jahre sind diese Predigten, Vorträge und Statements erfreulich theologisch, unaufgeregt und deutlich. Hier formuliert nicht der Öffentlichkeitsreferent und es kommt auch nicht auf zitierfähige Sätze an. Beim Neujahrsempfang der CSU eine im Druck dreißigseitige Rede zu halten und einer Partei zugleich die Hand hinzuhalten wie sie kritisch zu befragen, das wagt nicht jede/r in unserer Kirche – leider. Ich halte das Buch für lesenswert.

Ein Einwand bleibt – freilich verursacht durch andere Phänomene unserer Kirche, die sich ja, ihren Bedeutungsverlust bemerkend, seit Jahren um ihr Erscheinungsbild müht: Deutlich sollte immer auch werden, dass »katholisch« auch »evangelisch« sein muss. Mit anderen Worten: Ich finde es gut, sich und die römische Kirche an das gemeinsame Erbe zu erinnern und daraus zu schöpfen und aus der Frontstellung der Konfessionen entstandene Feindbilder aufzulösen – Maria war nicht katholisch und Verehrung der Maria z.B. findet sich auch bei Luther. Mir wäre aber wichtig, deutlich zu machen, dass evangelische Spiritualität nicht nur im Aufnehmen gemeinsamer (und römisch »enteigneter«) Formen wie Inhalte besteht, dass vielmehr unsere Konfession zur Fülle des Christlichen ihren Beitrag geleistet hat. Evangelische Spiritualität ist alltags- und berufstauglich, nicht von priesterlichen Weihen und der Aufsicht der Kirche abhängig und traut den mündigen Christenmenschen viel zu. Dass damit auch eine Aufgabe an uns markiert ist, ist deutlich, macht die Erinnerung aber noch dringlicher. Es sollte uns daran liegen, auch unsere Spiritualität zu pflegen und zu erklären, weil auch ohne sie christliche Kirche nicht sein kann. Dazu sagen die Artikel dieses Buches – aber nicht nur sie – mir zu wenig. Leicht wird ohne dieses Gegengewicht aus dem Titel des Buches ein weinerliches »Lass mich auch mit!«,

das diesem Buch und seinem Verfasser freilich fern liegt: zu sehr reizt ihn das (auch kontroverse) theologische Gespräch. Insofern formuliert der Buchtitel auch eine Aufgabe.

Martin Ost

Karl-Hermann Kandler, Das Wesen der Kirche nach evangelisch-lutherischem Verständnis, Neuendettelsau 2007, ISBN 978 3 86540 015 4

Dass kein Mangel an Darstellungen der Lehre von der Kirche besteht, räumt der Verfasser im Vorwort ein (konstatiert in den folgenden Kapiteln aber auch das bemerkenswerte Desinteresse reformatorischer Theologie an diesem Thema in vielen Epochen der Kirchengeschichte) und nennt als Proprium seiner Darstellung, dass sie »exklusiv den lutherischen Bekenntnissen verpflichtet« sei. Entstanden ist das Buch aus einer Vorlesung, was seiner Lesbarkeit gut tut. Lesen sollen es nach Meinung des Verfassers v.a. Theologiestudierende aber auch NichttheologInnen, die in kirchlichen Gremien oder als Mitarbeitende Verantwortung tragen.

Ich kann dem Verfasser bescheinigen, dass seine Darstellung in ihrer Verständlichkeit und Kürze für solche LeserInnen geeignet ist, wenn es dann auch nicht ganz zu dieser Absicht passt, bei der Erörterung der Theologischen Erklärung von Barmen lediglich die Nummer der jeweiligen These, nicht einmal in der Anmerkung aber ihren Wortlaut wiederzugeben.

Das zeitweilige Desinteresse am Thema »Kirche« wirkt sich in unseren Tagen bei Diskussionen um Beauftragung und Ordination, die Bedeutung von Kirchenleitung, die Rolle der Gemeinde usw. aus; Unklarheiten da haben mit nicht geklärten theologischen Antworten hier zu tun. Wer die Antwort auf solche Fragen nicht den kybernetischen Seminaren der Gemeindeakademie überlassen will, wird um theologische Überlegungen nicht herkommen.

Das Buch leitet dazu an: es bietet eine solide, traditionelle lutherische Theologie. Freilich liegt hier auch die Grenze des Buches: dass es eine Frage sein könnte, was »öffentlich« verkündigen in unserer Welt bedeutet, ist dem Vf. nicht bewusst. Er findet mit dem Begriff alles geklärt. Wer die Überlegungen Walter Sporns anlässlich des VELKD-Papiers zur Beauftragung gelesen hat, wird damit nicht zufrieden sein. Überhaupt lese

ich lieber dogmatische Darlegungen, die kreativer und innovativer sind (auch solche können Schrift und Bekenntnis ja durchaus verpflichtet sein!).

Mein Haupteinwand dagegen, dieses Buch Theologiestudierenden oder gar Mitarbeitenden in die Hand zu geben, ist seine Position zur Frauenordination. Dass Vf. dagegen ist, mag man hinnehmen, es gibt auch andere Seltsamkeiten in der Theologie und die Freiheit der Wissenschaft ist mir wichtiger. Indiskutabel finde ich, wie er argumentiert: Tradition und ökumenischen Konsens als die entscheidenden Argumente ge-

gen die Frauenordination anzuführen genügt nicht: das waren schon die Argumente der Gegner Luthers gegen die Reformation. Lutherische Theologie und Bibelauslegung müssen anderes bieten und haben es – jedenfalls in der bayrischen Diskussion zum Thema auch geboten. Die Einführung der Frauenordination als Anpassung der Kirche an die Welt anzusehen, wird dieser Diskussion nicht gerecht. Vor allem aber möchte ich nicht, dass unser Umgang mit der Schrift in dieser Weise entstellt wird: von Luther lernen heißt, eine Mitte der Schrift zum Maßstab zu machen. Wir

brauchen ihn auch für andere brennende Fragen unserer Tage. Wenn Kandler bei der Suche nach den spezifischen Gaben der Frau das »Weiblich-Mütterliche« entdeckt (da es das Institut Witwen des NT nicht mehr gebe), reagiert auch er auf die Zeit (nur anders als die Mehrheit). Die Überforderung mancher Gemeindepfarrerin und »Probleme in der Praxis« sind eine Anfrage an das Pfarr-Amt, aber keine (biblische!) Begründung gegen die Frauenordination. Dass eine Diplomtheologin »durchaus leitende Funktionen wahrnehmen« kann, z.B. »in der kirchlichen Unterwei-

Liebe Leserin, lieber Leser!

Warum die Synode in unserer Kirche nicht wahr- und ernstgenommen wird, haben wir Synodale uns immer wieder gefragt. Eben lese ich, dass sich der Landessynodalausschuss sich wieder einmal über die geringe Berichterstattung in der Presse Gedanken gemacht hat. Es ist natürlich schade, wenn Synode öffentlich nicht vorkommt, dies Schicksal teilt sie aber mit vielen anderen sich auch für wichtig haltenden Vereinen und Gremien. Es hat mit den Problemen der Print-Presse zu tun, die selbst mit Berichterstattung aus der Heimat Mühe hat, ihre AbonnentInnen zu halten. »Heimatteilmäßig« interessant sind Bratwürste und Bier, die Extrawurst für den Landesbischof oder das launige Grußwort des Bürgermeisters und das ist es nicht, was die Wichtigkeit der Synode ausmacht.

Aber es ist zu billig, auf die Presse zu schimpfen: lesen wir denn in der Zeitung von uns fremden Gremien?!

Schlimmer finde ich, wie wenig die Synode in unseren eigenen Gremien ge- und beachtet wird: Kaum ein Synodaler wird zur Berichterstattung eingeladen. Das Ansinnen, bei offiziellen Anlässen als Mitglied eines kirchenleitenden Gremiums begrüßt zu werden, hatte zwar (soweit ich sehe) einigen Erfolg, wird aber oft mit ironischem Augenzwinkern erledigt: »Damit sich keiner aufregen muss...!«

Klar ist, dass ein Gremium, das zweimal im Jahr kaum eine Woche tagt, weniger Aufmerksamkeit erregt als Landesbischof, Landeskirchenrat und –amt (kein kirchenleitendes Gremium!). Klar ist auch, dass ein solches Gremium jahrelang braucht, um sich

zu finden und gut zu arbeiten, statt nur Vorlagen und Anfragen abuarbeiten, sich dabei auf die Kompetenz der Vorbereitenden (im Landeskirchenamt) zu verlassen und sonst nur immer schuld zu sein »Die Synode hat es beschlossen!« – stehende Rede, meist ohne den Zusatz »auf unseren Vorschlag hin.«

Jetzt habe ich zwei Synoden nach meiner eigenen Synodenzeit erlebt. Man nimmt sie wirklich nicht wahr: in den Zeitungen taucht sie auf, wenn sie lokal wichtig ist, mit Posaunen und Sauerkraut, kaum mit Inhalten. Der Bischof hat berichtet – welchen Anfragen er sich anschließend stellen musste, steht in keiner Zeitung. Der Haushalt wurde eingebracht, die Synode hatte ein Thema und eine Erklärung verabschiedet: das ist es dann.

»Synode aktuell« berichtet kaum anderes – außer die »Synodensplitter«, naja, Stilblüten der LehrerInnen gehören schon immer in Schülerzeitungen.

Man kann zur Tagung hingehen, ja. Am Montag: Bischofsbericht, Haushalt, Landessynodalausschuss und viele, meist nicht wirklich wichtige Grußworte. Dienstags erlebt der Gast die Synode als Erwachsenenbildungsveranstaltung: (meist) gutes Thema und (oft gute) ReferentInnen – aber das ist nicht der Grund, warum Synode wichtig ist. Mittwoch: Ausschüsse (nicht öffentlich) und dann, bis zum Schluss, Abfrage der Ausschussergebnisse und –stellungen zu den Anträgen und Eingaben. Eine Veranstaltung der anderen Art: wenn man die Eingaben nicht kennt, wird man auch die (wenigen) spitzen Formulierungen nicht bemerken, mit denen der eine oder andere

Ausschuss gegen den (gefühlten?) Einstimmigkeitsdruck anredet. Sonst schließt sich der eine Ausschuss dem federführenden anderen Ausschuss an – spannend... Achja: Der Eröffnungsgottesdienst – aber auch da ist nicht jede Predigt eine Offenbarung. Und die Rede der Synodalpräsidentin: zu kurz, als dass davon groß berichtet würde, auch, wenn sie meist wirklich etwas zu Stimmung und Thema sagt.

Was helfen könnte?

Zum Beispiel Berichterstattung im Internet, bei der nicht nur der Bericht des Bischofs, sondern auch die Diskussion darüber wiedergegeben wird. Warum nicht die Liste mit den Themen der Eingaben und Anträge veröffentlichen? Manche Gemeinde könnte begreifen, dass, was sie beschäftigt, auch andere umtreibt und in der Synode verhandelt wird (aber vielleicht will man das vermeiden?). Könnte man einen Live-Stream aus der Synode machen wie auf der Seite der EKD –Synode? Wer auf »bayern-evangelisch« surft, findet die Landessynode bei »Wir über uns«: Warum kein Button »Landessynode«? Eine Möglichkeit, Fragen an die Präsidentin zu stellen, konnte ich auch nicht entdecken.

Und natürlich müssen die Synodalen auch Mut haben, sich nicht zu schnell anpassen und dem Druck der Einmütigkeit und (scheinbarer? gemachter?) Sachzwänge erliegen. Das ist natürlich schwer, wenn mindesten ein Drittel der Synode bei »Kirchens« angestellt ist (und ein Teil auf Karriere hofft).

Die Synode bekannter machen: die Frage ist, ob »man« das will. Wenn nicht, wird es dabei bleiben, dass sie Synode wichtig ist und (meist) gut arbeitet und keiner merkt es.

Ihr

Martin Ost

sung (ist das kein publice docere?! mo) als Oberin eines Diakonissenhauses, als Oberkirchenrätin usw. – in Aufgaben, die geschlechtsspezifisch sind« entspricht dem (männlichen?) Vorurteil, es ginge Frauen um die Karriere, ist aber wiederum kein theologisches Argument, teilweise theologisch gar problematisch, s.o. Ob die VELKD gewusst hat, wofür sie ihren Druckkostenzuschuss gewährt hat?

Martin Ost

Ankündigungen

die gemeinde akademie

■ **»Weg mit dem Klammeraffen!« Vom richtigen Delegieren und verantwortungsvollen Leiten**

Ein Trainingskurs für Pfarramtsführer/innen und Leiter/innen von Einrichtungen

01. 10. (10.00 Uhr) bis 02. 10. 09 (16.30 Uhr)

Leitung: Armin Felten

Kosten (für Unterbringung, Verpflegung und Kursgebühr): € 160

Anmeldung: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck

Tel.: 0 91 28 - 9 12 20

E-Mail: gemeindeakademie@elkb.de

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ **Mit der Trauer leben**

– Ein Wochenende für Menschen, die einen nahen Angehörigen verloren haben –

27.11.09 (18.00 Uhr) – 29.11.09 (13.00 Uhr)

Im Kreis von Menschen, die auf einem ähnlichen

Weg sind wie man selber, fällt es leichter zu weinen und zu reden. Diese Tage auf dem Hesselberg wollen Ihnen Hilfe sein beides zu tun. Die eigenen Gefühle nicht verstecken zu müssen und auch über den eigenen Abschiedsweg zu reden. Uns ist es wichtig auch nach vorne zu schauen, auf den weiteren Abschiedsweg, der noch vor einem liegt. Wen oder was wir für diesen weiteren Weg brauchen, soll deshalb auch Thema sein.
Leitung: Pfr. Bernd Reuther

■ **»Seht, die gute Zeit ist nah«**

Veeh-Harfen-Kurzwochenende zur Advents- und Weihnachtszeit

05.12.09 (10.00 Uhr) – 06.12.09 (16.00 Uhr)

Die Advents- und Weihnachtszeit ist seit jeher die Zeit im Jahr, in der das häusliche Singen und Musizieren eine besondere Bedeutung erhält. Die Veeh-Harfe ist wie geschaffen dafür, hier selbst kreativ zu werden und vorweihnachtliche Musik nicht nur »aus der Konserve« erklingen zu lassen. An diesem Wochenende üben wir eine Auswahl an stimmungsvollen Liedern und Instrumentalstücken ein, die jede Advents- und Weihnachtsfeier zu einem besonderen Erlebnis werden lassen. Grundkenntnisse auf der Veeh-Harfe sind Voraussetzung.

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

■ **Hermann Hesse: Das Glasperlenspiel**

11.12.09 (18.00 Uhr) – 13.12.09 (13.00 Uhr)

Der Roman stellt eine Art Gegenentwurf zur Barbarei dar. Erzählt wird die Lebensgeschichte von Josef Knecht. Da der Roman sehr umfangreich ist, wird für das Wochenendseminar ein zentraler Aspekt des Werkes ausgewählt. Immer wieder »erwacht« der Magister zu einem neuen Bewusstsein seines Lebens. Diese »Stufen des Erwachens« lassen sich herausarbeiten. Das Gedicht »Stufen« hängt damit zusammen.

Das Seminar am Hesselberg bietet gemeinsame Lektüre und Diskussion von Textstellen, aber auch Austausch über die eigenen Lebensentwürfe.

Leitung: Dr. phil. Johannes Heiner

Ausblick:

■ **Seminar für griechische und meditative Tänze**

»Tanz als Weg zur Selbsterkenntnis«

19.10.09 (18.00 Uhr) – 23.10.09 (13.00 Uhr)

Leitung: Kyriakos und Thomas Chamalidis

Silvesterfreizeit

■ **»... Wege, die dein Fuß gehen kann«**

30.12.09 (14.30 Uhr) – 01.01.10 (13.00 Uhr)

Leitung: Erwachsenenbildungsteam des Evang. Bildungszentrums Hesselberg

■ **»Doch alles, was uns anrührt, dich und mich«**

Gedichte und Meditation

08.01.10 (18.00 Uhr) – 10.01.10 (13.00 Uhr)

Leitung: Pfr. Bernd Reuther

Anmeldung und Information: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 0 98 54 -10-0;

Fax: - 10-50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

ELKB

■ **Damit ihr Hoffnung habt**

Auf der Suche nach der sichtbaren Einheit aller Christinnen und Christen

Studententagung für hauptamtlich Mitarbeitende zur Vorbereitung auf den 2. Ökumenischen Kirchentag 2010 in München

12.–14. Oktober 2009

Ort: Evang. Bildungszentrum Hesselberg – nicht Rummelsberg – und, alternativ

4.–6. November 2009

Ort: Schloss Fürstenried, München

Gelegenheit zur gemeinsamen Vorbereitung auf den ökumenischen Kirchentag mit vielen interessanten Anregungen aus der Praxis. In den Mittelpunkt stellen wir die gemeinsame Verantwortung in Gesellschaft und Welt. In der theologischen Reflexion und Vergewisserung über das praktisch-kirchliche Handeln sowie im Kennen lernen gelungener Praxismodelle erhalten Sie Impulse und konkrete Anregungen für die Ökumene vor Ort. Die Vernetzung untereinander soll bestärken auf der Suche nach der sichtbaren Einheit.

Referentin/Referent: Im Oktober: Prof. Dr. Dorothea Sattler [Münster], Direktorin des Ökumenischen Instituts Im November: Dr. Detlef Stäps [Bonn], Zentralkomitee der Deutschen Katholiken [ZDK]

Kosten: 30,- Euro

Anmeldungen bis 31. Juli 2009 an: Landeskirchenamt Referat Fortbildung, E-Mail: Fortbildung@elkb.de oder Institut für Fortbildung und berufliche Begleitung der pastoralen Dienste in der Erzdiözese München und Freising [IFB], E-Mail: ifb@ordinariat-muenchen.de

Luther-Gesellschaft e.V.

■ **Luthers größter Schüler: Johannes Calvin (1509–1564) und seine Wirkung.**

25.9., 14.00 Uhr – 27. September 2009

Ort: Ludwigshafen, Heidelberg und Neustadt a. d. Weinstraße

Im Calvin-Jahr 2009 veranstaltet die Luther-Gesellschaft eine Tagung in der ehemaligen Kurpfalz, dem wichtigsten vom Calvinismus geprägten Territorium des Alten Reiches. Die rechts- und linksrheinische Erstreckung des kurpfälzischen Territoriums soll sich in den Tagungsorten widerspiegeln. Die badische und die pfälzische Landeskirche mit ihren jeweiligen kirchenhistorischen Vereinen werden als Mitveranstalter beteiligt sein. Die Tagung wird eröffnet mit einem Luther und Calvin kontrastierenden Vortrag von Johannes Schilling, der Wort, Sakramente und Kirche in den Mittelpunkt stellt. Der niederländische Calvin-Forscher Herman Selderhuis behandelt Persönlichkeit und Theologie Calvins in einem öffentlichen Abendvortrag. Der in Heidelberg stattfindende Veranstaltungsblock kreist um die Kurpfalz als calvinistisches Territorium im Reich und stellt mit Zacharias Ursinus eine herausragende Persönlichkeit des Pfälzer Calvinismus näher vor. Kulturgeschichtliche Aspekte des europäischen Calvinismus illustriert der Direktor des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg, Frieder Hepp, an ausgewählten Ausstellungsstücken. In Neustadt, dem Refugium des pfälzischen Calvinismus in der Phase der lutherischen Restauration unter Kurfürst

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren wurden:

Mirjam Magdalena Stahl, Kind von Pfarrer Sebastian Stahl und Pfarrerin Andrea Stahl, am 3. Mai (Traunstein)

Gestorben sind:

Theo Kunstmann, 70 Jahre, zuletzt in St. Johannes, Wasserburg, am 14.2. in Wasserburg (Witwe: Ingeborg)

Helmut Johannes Flierl, 80 Jahre, zuletzt in Obersteinbach, am 15.2. in Burghaslach (Witwe: Lieselotte)

Ludwig VI. (1576-1583), wird die Tagung, die durch Besichtigungsmöglichkeiten und ein abwechslungsreiches Begleitprogramm bereichert wird, mit einem Blick auf das Zusammenleben beider Konfessionen in den unierten Landeskirchen unserer Zeit beschlossen.

Kosten: Tagungskosten (inkl. Kaffeepausen und Abendessen) 56,00 Euro 2 Übernachtungen und Frühstück pro Person im Heinrich-Pesch-Haus 60,00 Euro Studierende erhalten 50% Ermäßigung auf die Gesamtkosten (bitte Nachweis beifügen).

Anmeldung bis 15.8.: Luther-Gesellschaft e.V., Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt Wittenberg, Tel.: 0 34 91 - 4 66 -233, Fax: - 466-278 E-Mail: info@luther-gesellschaft.de

AEEB

■ Orientierungstage zum Kennen lernen des Fernstudiums Erwachsenenbildung.

26. September 2009

Ort: München oder

24. Oktober 2009

Ort: Nürnberg

Danach entscheiden Sie, ob Sie am Fernstudium teilnehmen wollen. Durch das Fernstudium Erwachsenenbildung erwerben Sie eine Zusatzqualifikation für die Bildungsarbeit mit Erwachsenen: berufsbegleitend, praxisbezogen, von den Landeskirchen und Institutionen Evangelischer Erwachsenenbildung bundesweit anerkannt. Sie lernen

- Chancen der Erwachsenenbildung im gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext einzuschätzen,
- Themen der Erwachsenenbildung zielorientiert zu erarbeiten,
- Veranstaltungen und Angebote zu planen, durchzuführen und in ihrer Wirkung zu reflektieren,
- Lernprozesse von und mit Erwachsenen anzustoßen und zu begleiten,
- Gruppenprozesse zu verstehen und zu steuern,
- Methoden der Erwachsenenbildung zielgerichtet einzusetzen,
- Spiritualität im Alltag zu entdecken.

Sie sind eingeladen, wenn Sie haupt-, neben- oder ehrenamtlich mit Erwachsenen arbeiten:

- in Einrichtungen der Erwachsenen- und Jugendbildung,
- in der Gemeinde, z. B. mit Frauen, Männern, Senioren und jungen Familien,
- in Verbänden und Initiativen,
- in anderen Berufen.

Durchführungszeitraum des Fernstudiums: Januar 2010 bis Juli 2011

Anmeldung zu den Orientierungstagen:
AEEB-Landesstelle Herzog-Wilhelm-Str. 24
80331 München Tel.: 0 89 - 5 43 44 77 -0

Fax: 0 89 - 5 43 44 77 -25

E-Mail: landesstelle@aeeb.de

Letzte Meldung

»Es war ein seltener Glücksfall, dass der Bürgermeister und der Stadtrat gut miteinander konnten.«

Dekan

»Das Verhältnis ist gezwungenermaßen gut!«

Antwort des Bürgermeisters

isek

■ Fortbildung für Mitarbeitervertretungen

12. bis 16. Oktober 2009

Ort: Bildungsstätte Langau bei Steingaden.

Das neu gegründete Institut zur Fortbildung in sozialer und emotionaler Kompetenz bietet Grundseminare für Mitarbeitervertretungen an. Dieses Wochenseminar ist sinnvoll für Damen und Herren der Mitarbeitervertretung, die ihre Arbeit und ihr Engagement zielstrebig gestalten wollen, die mit den Anforderungen und Konflikten besser zurecht kommen, die effektiv beraten und vermitteln, die etwas für ihre Motivation tun wollen. Unser Team, das mit dem kda (kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt) eng zusammenarbeitet und aus dieser langjährigen Arbeit hervorgegangen ist, möchte Sie fördern und zu neuen Schritten befähigen und ermutigen. Sie werden in der Seminarwoche auch Begegnungen mit anderen Arbeitnehmervertretern, Betriebs- und Personalräten haben. Diese Kooperation hat sich als sehr konstruktiv erwiesen.

Einladungen erhalten Sie über den Organisator des isek-Büros: Heinz-Otto Körschgen, Igelgarten 30 82166 Gräfelfing, Tel.: 0 89 - 85 48 49 94 Fax - 89 83 93 73 infoisek@arc.de / www.isek-online.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax - 29.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) - auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins - sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de